Bedingungen. Hesekiel

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Alaaf Köln.

Erster Band.

Alaaf Köln.

Roman

von

Ludovica Hesekiel.

Erster Band.

Berlin 1884.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Hans Hardefaust.

Nie nach Wenn und Aber fragen,
Kraft im Arm, Trotz unterm Hut!
Gaudy.

Wenn der Herbst zur Rüste geht, dann packt ihn der Aerger über das Ende seiner Herrschaft und er möchte seinem Nachfolger die Erde gern so grau und so häßlich hinstellen wie möglich, damit dieser gar keine Lust habe, ihr das weiße Weihnachtskleid anzuziehen. Er reißt ihr das bunte Gewand ab, das er ihr doch selbst angelegt, er ruft die Regenwolken, auf daß sie alles einspinnen in häßliche graue Schleier, und tückisch läßt er die Winde zerren an den Bäumen, daß auch die letzten Blätter trauernd zur Erde fallen. Wahrlich, es ist leichter an eine einstige Wiederkehr des Frühlings zu glauben, wenn sich erst die weiße Schneedecke über die Erde breitet

und das Feuer im Kamin prasselt, als wenn es so grau und trübe und schmutzig aussieht draußen.

Dann will uns alles mahnen an Grab und Tod, und wie Scheidelieder klingt es im Sturmesrauschen, im Grollen der Wogen.

Hochauf peitschte der Sturm die Wellen des Rheins, daß von ihrer grünen Farbe kaum noch etwas zu sehen war; grau und trübe lag der Himmel über der heiligen Stadt Köln, wie sie im ganzen deutschen Reiche hieß, und der graue Himmel paßte zu den Zeitläuften. Grau und trübe sah's aus im deutschen Reich, der Stern des edlen Hauses der Hohenstaufen war im Erbleichen, drunten in Italien kämpfte Friedrich II. mit feindlichen Mächten, die nicht Himmel und Erde allein, sondern auch die Hölle gegen ihn losgelassen zu haben schienen. In Deutschland aber stand ein anderer König auf, der junge Wilhelm von Holland, und wilde Fehde herrschte überall. Absonderlich in Köln, der reichsten und mächtigsten Stadt in deutschen Landen waren die Gemüther erregt, denn der gewaltige Erzbischof Konrad von Hochstaden, der nicht allemal der gute Freund der Kölner war, hatte hier die Macht des neuen Königs durchgesetzt.

Es war bereits ganz dunkel, man war in der Zeit, da die Tage immer kürzer werden; nun war es heute freilich noch nicht übermäßig spät, aber der Wind wehte scharf und das schwere Regengewölk, das vom frühen Morgen an wie eine graue Mauer über dem Rheine stand, hatte die Bürger von Köln genöthigt, die Lichter noch früher anzustecken, als die Jahreszeit erfordert hätte. Schweigend lag die Stadt da mit ihren Häusern und Kirchen, deren Thürme in den grauen Himmel hineinragten, da öffnete sich knarrend die Thür eines der alten Geschlechterhäuser vom Filzengraben und eine Männergestalt trat heraus; eine dunkle Kappe auf dem Kopfe, den Körper in einen dunkeln Mantel gehüllt, schien sie unerkannt bleiben zu wollen. Schwer war das nicht, denn in den schmutzigen Straßen zeigte sich kein Mensch, und die uralte Kirche S. Mariae in Littore, im Volksmunde Maria Lieskirchen genannt, erhob sich fast dräuend, eine dunklere Masse in der Dunkelheit, vor ihm. Bis hieher reichte die Spitze des obern Werthes, einer Insel, die sich ehedem über den ganzen östlichen Rand der heutigen Stadt ausdehnte. War doch der Lauf des Rheines vom Wasserpfade verschieden, den er heute einschlägt. Nur wenige

Schritte brachten den einsamen Wanderer hart an den Strom, und er schien es nicht zu beachten, daß unmittelbar hinter ihm die Thore der Stadt sich schlossen. Ganz allein stand er unter freiem Himmel, einzelne Regentropfen rieselten langsam hernieder, der Rhein schlug schäumend und brausend gegen die Mauern der Stadt, da warf der Einsame den Mantel ab, die Kappe von sich und hob die Arme auf, indem er einen Schrei ausstieß. Unheimlich, halb klagend, halb zornig, klang der Schrei in die Nacht hinaus, daß die Wächter in den Thoren sich kreuzigten, vermeinend, der Werwolf oder ein anderrs Nachtgespenst habe also geschrieen. Der Schrei aber fand einen Widerhall, sodaß der Einsame aufhorchte, da schrie es wieder, und er sprang vorwärts dem Strome zu. Eine dunkle Gestalt in flatternden Gewändern, war es Mann oder Weib, das konnte er nicht unterscheiden, jagte vor ihm her, jetzt war sie hart am Strom, ein wilder, wahnsinniger Sprung, ein Brausen und Schäumen des Wassers, mächtiger als zuvor, aber schon war der Mann ihr nach, und als vermöchten seine Augen die Dunkelheit zu durchdringen, sprang er an derselben Stelle hinab in die Fluthen des Rheins.

Mit raschen Armen theilte er die Wellen, aber er fand nicht, was er suchte: schon ermüdete er, da stieß seine Hand an etwas Weiches, das war langes, feuchtes Frauenhaar, das waren Frauenkleider, der Körper des Weibes war nicht untergesunken, die Wellen trugen ihn. Es war, als ob die Müdigkeit den Schwimmer verlasse, er umfasste den anscheinend leblosen Körper und versuchte es, das Ufer zu gewinnen.

Wohl gelang ihm das, aber nun galt es, mit seiner Last hinaufzuklimmen, und wenn auch das Rheinufer dort nicht allzu hoch ist, in einer dunkeln Regennacht, ein lebloses Weib auf dem Arm und selbst ermattet von dem Kampfe mit den Wogen, war's keine Kleinigkeit. Wille und Nothwendigkeit aber verleihen dem Menschen Riesenkräfte und das Wagestück gelang. Mehr als einmal freilich mußte der Retter die Gerettete, wenn sie überhaupt eine solche war, denn sie schien leblos und steif wie ein Stück Holz, hinter sich herziehen, und er biß die vor Frost und Nässe klappernden Zähne zusammen, wenn er ihren Körper auf den steinigen Boden unsanft aufschlagen hörte.

Jetzt war er droben, von der Kälte spürte er

nichts mehr, im Gegentheil, die Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn; hochaufathmend nahm er das leblose Weib wieder auf seinen rechten Arm, riß mit der linken die Waffe, die er an der Seite trug, heraus und pochte mit dem Kreuzgriff derselben heftig an das ihm zunächst liegende verschlossene und verrammelte Thor.

Es dauerte eine Weile, ehe man sich drinnen um sein Klopfen kümmerte, erst als er mit herrischer Stimme rief: „Oeffnet Mann, es gilt ein Menschenleben!" da antwortete es oben auf der Mauer: „Sanct Ursula sei mir gnädig, seid Ihr es wirklich, Junker Hardefaust?"

„Sahst mich ja hinausgehen, alter Narr, entgegnete Hardefaust, öffne!"

Den Wächtern war's lange nicht so eilig wie dem Junker, der einen Fluch nach dem andern ausstieß, bis das Thor sich endlich kreischend und knarrend in seinen Angeln drehte, um ihn einzulassen.

Das rothe ungewisse Licht einer Fackel, die der Oeffnende in den Händen hielt, beleuchtete die schlanke, jugendliche Gestalt des Junkers Hardefaust, aus dessen blassem Gesicht ein paar stahlgraue Augen trotzig in die Welt hinaussahen. Herrischer Trotz und Eigen=

wille sprachen aus jedem Zuge, aus der leicht aufgeworfenen Oberlippe, der schmalen, aber schön geformten Stirn, in die das schlichte, aschblonde Haar in dicken Strähnen hineinfiel, statt in Locken an den Seiten herabzuwallen, wie die Mode es vorschrieb. Man sah's ihm an, der beugte sich vor Niemand, höchstens das Knie vor dem Allerheiligsten, das Herz aber auch da noch nicht einmal.

Die triefende Kleidung des Junkers bestand aus einem langen grünen Tuchrock, der an Hals und Arm einen weißen Vorstoß hatte, aus dunkelgrünen Strümpfen und ledernen Schuhen. Das Weib, das er im Arm hielt, trug weiße Gewänder von ganz fremdartigem Schnitt mit eigenthümlicher Stickerei verziert, ihr Gesicht war todtenbleich und das lange, schwarze Haar fiel über den Arm des Junkers fast bis zur Erde herab.

„All ihr lieben Heiligen," schrie der Wächter und ließ vor Entsetzen fast die Fackel fallen, „wo kommt Ihr her, gestrenger Junker?"

„Geradeswegs aus dem Rhein," entgegnete der fast ingrimmig, „hast Du nichts bei Dir, das Todte wiedererweckt?"

Der Wächter starrte ihn erschrocken an, aber

eine tiefe und wohlklingende Stimme antwortete: „Herr über den Tod ist nur Gott allein.

Vor dem Junker stand die Gestalt eines Mönches; der weiße Rock und der schwarze Mantel mit der spitzen Kapuze bezeichneten ihn als Dominikaner, aber es mußte etwas ganz Besonderes mit diesem Mönche sein, denn kaum hatte ihn der Wächter erblickt, als er wie vor dem Bilde der Gottesmutter mit dem lauten Ruf: „Ora pro nobis!“ ins Knie stürzte. Der Mönch legte eine schmale weiße Hand wie segnend auf das Haupt des Knieenden und hieß ihn aufstehen. Dann aber richtete er seine großen dunkeln Augen, die so still und mächtig blickten, auf den Junker und sprach ernst: „Todte kann ich nicht erwecken, aber fliehende Leben mit Gottes Hülfe aufhalten.“

„Ihr, Pfaff?“ fragte Hardefaust ungläubig und seine Lippe kräuselte sich spöttisch; es war ihm schon ärgerlich, daß die Gestalt des Mönches ihn, so klein sie war, einschüchterte.

„Um aller Heiligen willen,“ rief der Wächter, „Junker, kennt Ihr denn den weisen Meister Albertus nicht?“

„Ich kenne keine Pfaffen!“ entgegnete der trotzig.

„Meint Ihr, das sei ein Schade für die Pfaffen? fragte der ernste Mönch so ruhig, so freundlich, daß Hardefaust zornig mit den Zähnen an der Unterlippe nagte. Er hatte Zähne so weiß und fest wie Elfenbein, dem einen Vorderzahn aber fehlte ein Stück und man trug sich mit wunderlichen Mären in Köln über den Kampf, in dem der wilde Hans Hardefaust, der kaum einundzwanzig Jahre zählte, das Stück Zahn verloren hatte; er selbst sprach nie davon.

Der Mönch trat näher und warf einen Blick auf das Weib, Hans Hardefaust war es, als ob er heftig erschrecke, doch als er das Haupt erhob, war sein Antlitz ruhig wie zuvor.

„Sie ist nicht todt," sprach er mit fester Stimme, „aber Hülfe ist noth, sie muß fort von hier!"

Er machte eine Bewegung, als wolle er dem Junker seine Last abnehmen, der aber hielt sie fest und sagte trotzig:

„Ich habe sie aus dem Rheine gezogen, wo sie bleibt, da bleibe ich auch!"

„So folgt mir, wenn Eure Kräfte noch reichen," sprach der Mönch, und der wilde Junker gehorchte.

„Wie fandet Ihr sie?" fragte Meister Albertus

den Junker, und dieser berichtete, wie von einer höhern Macht getrieben, gegen die er sich vergebens aufzulehnen versuchte, was ihm begegnet.

„Und was trieb Euch hinaus in die Nacht?“ forschte der Dominikaner.

„Das würdet Ihr doch nicht verstehen, wenn ich's Euch auch sagte,“ erwiderte Hans Hardefaust beinahe verächtlich.

„Versucht's immerhin,“ entgegnete Albertus ruhig, „ich bin auch jung gewesen.

„Mag sein, aber Ihr habt wohl nie gemerkt, daß die Welt zuweilen einschläft und man heulen möchte vor Wuth, weil man ihr nicht einen Stoß geben kann, daß sie erwache; seht, wenn mir so ist, dann muß ich hinaus in Nacht und Nebel, muß hinausschreien in den Sturm, damit mir die Brust leichter werde!“

„Es giebt wohl noch andere Mittel gegen solch ungestümes Brausen im Herzen,“ sprach sanft der Mönch.

„Ihr meint, ich solle beten,“ rief Hans Hardefaust, „Pfaff, das kann ich nicht, ich glaube an Gott und alle Heiligen, ich will sie vertheidigen mit dem Schwerte, ich will das Kreuz an meine Schulter

heften, wenn sie's wieder predigen, aber ich kann nicht auf den Knieen liegen und Gebete plappern."

„Beten heißt nicht plappern," sprach mit hohem Ernst der Mönch, „doch eins will ich mir gesagt sein lassen, das, was Ihr vom Kreuz geredet habt; ich nehme Euch beim Wort.

„Das könnt Ihr, wenn mich bis dahin die Erzbischöflichen nicht erschlagen haben oder die Italiener, denn wenn's in Köln ruhig bleibt, ziehe ich nach Italien zum Kaiser."

„Die Erzbischöflichen, was meint Ihr damit?" fragte der Mönch erstaunt.

„Herr, meint Ihr, der Erzbischof sei unserer Stadt Freund? Das wissen wir besser, aber das könnt Ihr glauben, wir sind wach und bereit, wenn er kommt, und nimmer läßt sich Köln seine Freiheit rauben. Alaaf Köln!"

Trotzig klang's in die Nacht hinein, der Mönch erwiderte nichts; schweigend ging er fürbaß und stand nach wenigen Schritten vor einem niedrigen Hause hart an Maria Lieskirchen.

„Dahin wollet Ihr?" sagte Hans Hardefaust.

„Dort ist sie gut aufgehoben."

„Denk's wohl," entgegnete der Junker.

Es war aber nicht leichter, Einlaß in das schlichte Bürgerhaus zu erlangen, als vorher in die Stadt. Klopfen und Rufen blieben eine Weile ohne Erfolg dann hörte man die in ärgerlichem Tone gestellte Frage, wer so spät die Ruhe störe.

„Macht auf, Wolf und Leu!" rief der Mönch und seine Stimme schwoll an wie Orgelton.

Ein doppelter Freudenschrei antwortete von drinnen, und die Thür flog auf; zwei riesige Jünglinge, Fackeln in den Händen, standen in ihrem Rahmen und neigten sich zugleich über die Hand, die der Mönch ihnen hinreichte.

„Hans, Hans, Hardefaust!" jubelten sie jetzt zugleich, und prallten dann erschrocken zurück, als sie das bleiche Frauenbild auf seinen Armen sahen. Offenbar waren es Zwillingsbrüder, sie hatten die gleichen bräunlichen Gesichter und dieselben dunkeln Locken quollen bei beiden unter dem violetten mit Gold eingefaßten, unter dem Kinn zugebundenen Käppchen hervor; auch trugen sie die gleichen weitärmeligen, ungegürteten violetten Kleider, die bis auf den Fuß herabfielen,, nur die Augen beider waren verschieden, denn während die des einen sanft

und dunkel waren, leuchteten die des andern im feurigsten Blau.

„Ruft mir Eure Schwester," sprach der Mönch, dessen Hand die beiden Jünglinge ehrerbietig küßten. Sie öffneten eine Thür zu einem niedrigen gewölbten Gemache, das sein Licht von den in eisernen Ringen an den Wänden aufgehängten Fackeln empfing. Ein alter Mann mit weißem Haar und in ähnlicher Kleidung wie die beiden Brüder saß vor einem Eichenholztisch und hatte einen Zirkel auf ein Pergamentblatt gesetzt, das vor ihm lag. An dem großen Herde, der fast eine Wand des Raumes einnahm, stand vor einem dampfenden Kessel, dessen Inhalt sie zu bewachen schien, eine kleine weibliche Gestalt in einem grauen nonnenartigen Kleide. Beim Eintritt der Brüder wandte sie sich um, ein paar stechende, unruhige braune Augen flammten unter dichten schwarzen Brauen; pechschwarzes Haar lag glatt an der schmalen Stirn und herbe waren die schmalen Lippen aufeinander gepreßt. Aehnlichkeit mit den Brüdern zeigte sich nur in der bräunlichen Farbe ihres Angesichtes.

„Blitza, eine Unglückliche!" riefen die Brüder fast zugleich, und sofort nahm sie rasch den Kessel

vom Feuer; dann eilte sie auf Hans Hardefaust zu, dem endlich seine Last abgenommen und auf eine mit Kissen belegte Sitztruhe gebettet wurde. Es war die höchste Zeit, denn seine Arme versagten den Dienst und wie Nebel schwamm es vor seinen Augen. Er sah nicht, was der Mönch und Frau Blitza für Belebungsversuche anstellten, sein Kopf fiel schwer auf die Schulter des blauäugigen Wolf, der ihn mit seinen starken Armen stützte.

Als Hardefaust das Bewußtsein wieder erlangte, sah er, daß die Fremde, deren Haupt Blitza im Arm hielt, während der Mönch neben ihr stand und der dunkeläugige Leu sich über sie beugte, die Augen aufgeschlagen hatte.

„Bin ich nun im Paradiese und bist Du einer von Gottes Engeln?" fragte sie mit glockenreiner, aber fremdartiger Stimme und sah Leu in die sanften dunkeln Augen.

„Nein, Ihr seid auf der Welt, Fräulein," entgegnete Leu, unter ihrem Blick erröthend, „und die Beiden, der fromme Meister Albertus und der Junker Hans Hardefaust, haben Euch gerettet."

Sie fuhr wild auf und strich mit der schlanken, weißen Hand das dunkle Haar aus dem blassen

Antlitz, während Hans wie magisch angezogen von den zürnenden dunkelblauen Augen näher trat. „Wer wagte es, mich zu retten," schrie sie zornig, „ich hasse sie, die mich ins Leben riefen, das ich von mir warf."

Blitza schlug entsetzt ein Kreuz und wandte sich schaudernd ab, Albertus aber sagte mit seiner tiefen Stimme: „Danke Gott, verirrtes Kind, daß er uns als Werkzeug brauchte, Dich zu bewahren vor einer Todsünde."

Wie verloren starrte sie ihn an, dann sagte sie: „Wo bin ich?"

„Bei Heribert, dem Steinmetzen," entgegnete Albertus.

„Sind denn nur Männer hier?" fragte die Fremde und sah sich suchend um, denn Blitza hatte sich vor der Sünderin tiefer ins Gemach zurückgezogen. Jetzt nahm sie der Mönch bei der Hand: „Hier ist seine Tochter Blitza, eine fromme Frau, die sich Deiner annehmen wird, bis wir Deinen Namen und Deine Familie erkundet haben."

„Ich habe keinen Namen, ich habe keine Familie, ich habe Niemand auf Erden," entgegnete die Fremde tonlos.

Mitleidig blickte der Mönch auf das schöne, todbleiche Antlitz nieder, das trostlos vor sich hinstarrte und sagte weich:

„Einen Vater haben wir Alle, der uns nicht verläßt, so uns die eigene Mutter verließe."

„Mutter," schrie das fremde Mädchen auf und schlug, an allen Gliedern zitternd, die Hände vor das Angesicht, „nennt dieses fürchterliche Wort nicht!"

„Blitza," wandte sich der Mönch an die kleine schwarzhaarige Frau, „ist nicht eine Kammer im Hause, darin Du die Kranke betten und pflegen könntest? es sind zu viel Menschen um sie herum."

„Gebt mir nur einen Schleier, daß ich mich vor all den Männeraugen berge," bat die Fremde.

Der Mönch sah sie durchdringend an: „Ihr seid keine Christin."

Mit einer Geberde des Abscheues schüttelte sie das Haupt und wieder schlug Blitza die Hände über dem Kopf zusammen.

Der alte Steinmetz hatte sich erhoben, eine düstere Wolke lag auf seiner Stirn. „Ei, mein frommer Meister," nahm er ernst das Wort, „welch einen schlimmen Gast brachtet Ihr in mein christliches Haus?"

Da sprang Hans Hardefaust auf, alle Erschöpfung war von ihm gewichen, seit er den Krug heißen Gewürzbieres geleert, den ihm die Brüder aus dem Kessel gefüllt.

„Wollt Ihr sie nicht in Eurem Hause, Meister Heribert,“ sagte er trotzig, „so lasset sie mit mir gehen, Alfradis, mein blond Gespiel, wird barmherziger sein oder meine Muhme Richmod; hat überhaupt Keiner ein Anrecht an sie als ich, denn ich habe sie mir aus dem Rhein gezogen.“

Er trat der Fremden näher, aber schaudernd wandte sie sich ab und zog ihr langes blauschwarzes Haar wie einen Schleier über ihr Angesicht; darunter aber murmelte sie mit erstickter Stimme: „Ihr seid mein Todfeind, denn Ihr gabet mich dem Leben wieder, das ich hasse.“

Weiter kam sie nicht, die Sinne schwanden ihr abermals.

Albertus aber trat zu dem Steinmetzen und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Meister,“ sagte er freundlich, „gönnt der Fremden einige Tage Unterkunft in Eurem Hause, bis ich erkundet, wohin sie gehört; Ihr thut mir schon einmal ein kleines Ding zu Lieb.“

„Mein Haus ist Euer mit Leib und Seel,“ entgegnete der und die Wolke wich von seiner Stirn.

„Geht in Eure Kammer mit Euren Jungen,“ sprach der Mönch weiter, „sie wird bald zu sich kommen, dann mag Blitza sie zur Ruhe bringen. ich schaue morgen wieder nach.“ Er ertheilte dem Vater, den Beiden und der Schwester seinen Segen, dann machte er das Zeichen des heiligen Kreuzes auch über die Ohnmächtige und ergriff Hardefausts Hand. „Folgt mir,“ sagte er ruhig und der trotzige Junker gehorchte wieder willenlos.“

Als sie draußen waren, sagte der Mönch: „Ihr kanntet die Brüder?“

„Wir haben als Kinder zusammen gespielt, nachher aber uns wenig gesehen, sie sind Hörige des Erzbischofs, Handwerker!“

Es klang wie eine leise Verachtung aus dem Tone, mit dem der junge Mann sprach; der Mönch legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte feierlich: „Ich weiß noch nicht, was Du schaffen wirst im Leben, das aber sage ich Dir, Knabe, die Beiden drinnen, die haben ihre Hand an ein Werk gelegt, das die Jahrhunderte überdauern wird, ihre Namen werden vielleicht vergessen, ihr Werk wird

unsterblich sein, Deine Werke aber könnten leichtlich ebenso vergessen werden wie Dein Name!" Er zog seine Hand zurück und ging mit großen Schritten, die man noch lange durch die Nacht hallen hörte, davon.

Hans Hardefaust stand allein, der Nachtwind wehte durch sein langes Haar. „Jetzt kenn' ich ihn," murmelte er, „Albertus Magnus nennen sie ihn und sagen, er sei ein Zauberer, aber ihm und allen Pfaffen und Zauberern zum Trotz will ich doch unsterblich werden."

Trotzig warf er das Haupt in den Nacken und schritt dem Hause seiner Väter am Filzengraben zu.

Zweites Kapitel.

Wolf und Leu.

Alle das Neigen von Herzen zu Herzen,
Ach, wie so eigen schaffet das Schmerzen!
Goethe.

Das Haus des Steinmetzen Heribert war ein schmucker Sandsteinbau, dessen Vorderseite der beste Empfehlungsbrief für die Kunst seines Besitzers war. In drei immer schmäler werdenden Stockwerken stieg es empor, die Hausthür wölbte sich in einem spitzigen siebenfachen Bogen; aus künstlich aneinander gefügten roth und weißen Steinen waren diese sieben Bogenreihen hergestellt, die sich über den Fenstern rechts und links von der Thür wiederholten. In den obern Stockwerken ging allemal die äußerste Spitze des äußersten Bogens in ein Kreuz aus und die Pfeiler zwischen den Fenstern

zeigten Steinmetzarbeit so zierlich, daß man hätte meinen können, ein Frauenzimmer habe sie mit der Nadel gestickt. In einer Nische über der Thür standen, ebenfalls aus Sandstein gefertigt, die Gestalten der vier gekrönten Steinmetzen, der Heiligen Severinus, Severus, Carpophorus und Victorius, die unter dem heidnischen Römerkaiser Diocletian um ihres Christenglaubens willen den Tod im Tiberstrom fanden. Drinnen war das Haus lange nicht so schön wie von außen; enge dunkle Räume, steile Treppen, wenig Bequemlichkeit, aber die Bewohner vermißten letztere nicht, man war's nicht anders gewohnt und selbst in den Häusern der stolzen Patricier, der Overstolze, der Adochte, der Jud, der Hardefaust und wie sie Alle hießen, war's nicht viel anders. Dunkel und eng war's daher auch in der Kammer, die Frau Blitza jener Fremden eingeräumt hatte, von der sie nicht Namen, nicht Volk wußte, und die jetzt mit weitgeöffneten Augen, den einen weißen Arm unter das schöne Haupt gelegt, auf einem Lager ruhte, das hart am Fenster stand. Sie trug ihre eigene fremdartige Kleidung, die man ihr auf ihr flehentliches Bitten wiedergegeben hatte, das lange schwarze Haar hatte sie in zwei dichte Zöpfe

geflochten, die ihr fast bis zum Knie niederfielen, ihr Antlitz war weiß, kalt und unbeweglich, es war, als liege noch immer die Starrheit des Todes über ihr, obgleich doch beinahe vierzehn Tage vergangen waren, seit Hans Hardefaust sie den Wellen des Rheins entrissen hatte. Kalt, starr und unbeweglich blieb auch ihr Wesen den Menschen gegenüber, die sich gastfreundlich ihrer angenommen hatten. Kein dankbarer Blick lohnte Blitza's allerdings halb widerwillige Sorge um sie, ängstlich fast hüllte sie sich vor den Blicken der Männer in ihren Schleier. Nur Leu erhaschte zuweilen einen Blick von ihr und ihm reichte sie einmal dankend die Hand zum größten Zorne Wolfs, der in heller Leidenschaft auflohte für die geheimnißvolle Fremde, deren größere Freundlichkeit gegen ihn Leu nicht einmal zu bemerken schien. Meister Albertus hatte die Fremde auch wiederholt aufgesucht, aber kaum eine Antwort auf seine Fragen von ihr erhalten. Da wollte der trotz seines Namens sonst so sanfte Leu aufbegehren, aber Albertus entschuldigte sie mild mit Krankheit. Am wildesten und trotzigsten aber zeigte sie sich gegenüber ihrem Retter, dem Junker Hardefaust, ihm gegenüber hob sie ihren Schleier nicht einmal, seit

der Nacht, da er sie gerettet, hatte er ihre schönen Züge nicht wieder erblickt und doch standen sie tief in seine Seele gegraben. Wie ein Schauder überlief es das seltsame Mädchen, sobald sie nur seine Stimme vernahm, nie nannte sie ihn anders als ihren Todfeind. Das war ein bittere Erfahrung für den trotzigen Jüngling, dessen Liebe den vornehmsten Jungfrauen Kölns begehrenswerth erschienen wäre und es wallte in seinem Herzen oft ein Gefühl auf gegen die Fremde, das dem Hasse gleichkam; oft wünschte er, sie läge drunten im Rheinstrom und er hätte dies weiße Angesicht, dies dunkle Haar und die geheimnißvollen blauen Augen nie gesehen und doch zog es ihn immer wieder nach dem Hause des Steinmetzen, in dem er als Knabe so manchen Tag verbracht und das er in den letzten Jahren kaum noch betreten hatte. Wolf und Leu, die gutmüthigen Zwillingsbrüder, die ihres Vaters Beruf mit Geschick und Eifer betrieben, freuten sich, daß durch die Rettung der schönen Blanca — diesen Namen hatte ihr Leu endlich doch abgerungen — der Freund ihrer Kindheit ihnen wiedergeschenkt war, wenn auch der kluge alte Heribert und noch mehr Frau Blitza unwillig die Köpfe schüttelten,

daß man nun auf einmal dem Junker wieder gut genug sei. Frau Blitza haßte überhaupt die vornehmen Geschlechter und ließ nur wenige Ausnahmen gelten. Auch in Blanca witterte sie vornehmes Blut und das trug nicht dazu bei, die tiefe Abneigung zu mindern, die sie vom ersten Augenblick an gegen die Fremde empfunden.

Heute war das ganze Haus wie ausgestorben, Heribert und seine beiden Söhne waren, wie in den letzten Tage öfter, zum Erzbischof entboten worden, Frau Blitza war in der Messe und Blanca lag in tiefen Gedanken auf ihrem Ruhebette, ohne des etwa sechzehnjährigen Mägdleins zu achten, das auf einem niedrigen Sessel zu ihren Füßen saß und ein Keichtüchlein stickte. Wer Frau Blitza nur einmal gesehen hatte, der mußte auf den ersten Blick in dem Mägdlein ihre Tochter erkennen; dieselbe überzarte, kleine Gestalt, das bräunliche Antlitz, dieselben Züge, nur weicher und unentwickelter, dieselben unruhigen braunen Augen und das dunkle Haar, das nur von einem silbernen Reifen gehalten auf die Schultern fiel. Gleich der Mutter war sie fast nonnenhaft in Grau und Braun gekleidet, nirgends ein Schmuckstück oder eine Blume, woran

doch sonst junge Dirnlein ihre Freude haben. Blanca's weiße Gewänder, die so malerisch gegürtet und gefaltet waren, zeigten doch reiche Stickerei, sie trug goldene Ketten um Hals und Arme, ihr weißer Schleier war mit Goldfäden durchwoben und die Kleine ließ mehr als einmal die Arme sinken, um mit einem Gemisch von Staunen und Neid die Kleinodien Blanca's zu betrachten. Schon seit länger als einer halben Stunde hatte diese kein Wort gesprochen, plötzlich richtete sie sich auf und sagte: „So lebt Dein Vater noch, kleine Plectrudis?"

Wahrscheinlich hatte sie dabei vorhin ihr Gespräch unterbrochen, weil es sie langweilte und nahm es jetzt wieder auf, weil das Schweigen lästig wurde. Offenbar lag ihr herzlich wenig daran, etwas über Frau Blitza's Gatten zu erfahren, sie benutzte ihn nur, um ihren eigenen Gedanken zu entgehen.

„Ei gewiß lebt mein Vater noch," nahm Plectrudis eifrig das Wort, „weit von hier in einem Kloster in Frankreich, er ist so fromm, daß er gewiß noch Wunder thun wird und meine Mut'er, die wird auch noch eine Heilige, gebt nur Acht, wenn sie erst im Kloster ist."

„Will denn Deine Mutter auch ins Kloster?“ fragte Blanca gleichgültig.

„Sie muß ja,“ entgegnete Plectrudis wichtig, „wenn ich achtzehn Jahre alt bin, nehmen wir beide den Schleier.“

„Du auch und das sagst Du so ruhig!“ rief Blanca und es zeigte sich zum ersten Mal etwas wie Theilnahme in dem weißen Angesicht.

„Ich will doch auch eine Heilige werden,“ erwiderte Plectrudis ruhig, „und das kann man doch nur im Kloster.“

„Aber warum ist denn Dein Vater ins Kloster gegangen?“ fragte Blanca.

„Ja, das könnt Ihr freilich nicht wissen,“ kicherte Plectrudis in sich hinein, „wir sind eben schon halbe Heilige und die Leute sehen uns Alle mit besonderer Ehrfurcht an, nur Muhme Richmod nicht, die sagt, wir wären hochmüthige Narren und der Großvater nicht, der meint, es fehle uns noch viel dazu, aber der Großvater ist eben kein Heiliger.“

Blanca hatte die Augen geschlossen und ließ das Mädchen fortreden, das in kindischem Stolz weiter sprach: „Meine Eltern haben sich sehr lieb

gehabt und ich bin ein Jahr alt gewesen, da hat's meinen Vater erfaßt, der auch ein Steinmetz gewesen, daß man Gott noch lieber haben müsse als alles Irdische; er hat's in der Kirche verlesen hören, daß die heiligen Apostel Alles verlassen haben und sind dem Herrn nachgefolgt, da hat er der Mutter gesagt, das wolle er auch thun und sie solle es mit ihm thun. Die Mutter hat erst nicht gewollt, aber der Vater hat so lange gebetet, bis ihr Gott auch den rechten Sinn geschenkt hat und dann haben sie sich Gott gelobt; mein Vater ist gleich nach Frankreich gepilgert in ein Kloster, die Mutter aber hat erst sollen mich aufziehen, das hat der Großvater durchgesetzt, bis ich achtzehn Jahr bin, dann thun wir nach dem Beispiel meines Vaters; denkt, wie viele aus unserer Familie können aus dem Fegefeuer erlöst werden, wenn die Klosterleute für sie beten."

Und stolz erhob Plectrudis ihren Kinderkopf, Blanca aber fragte plötzlich: „Nennt er Euch auch heilig, der Mönch mit der Stimme wie Orgelspiel?"

Ein Schatten flog über das dunkle Angesicht: „Ihr meint den weisen Meister Albertus; ach, Fräulein Blanca, der ist gar ernst und streng und

sagt, wir sollten mehr an unsere Sünden als an unsere Heiligkeit denken und erst sehen, daß wir selber selig würden, ehe wir uns damit rühmten, Andern dazu verholfen zu haben!"

„Ernst und streng sagst Du," wiederholte Blanca, mir kam er so mild vor."

„Mag sein, ich fürchte mich vor ihm, sie sagen ja auch, er sei ein Zauberer."

Ein verächtliches Lächeln kräuselte die stolz geschwungenen Lippen Blanca's. „Was kann er denn zaubern?"

„Ich weiß nicht," meinte Plectrudis, „aber," fügte sie geheimnißvoll hinzu, „sie sagen, er halte mit den Sternen und dem Mond Zwiesprach, er verstehe die Sprache der Vögel, er könne aus dem Schnee Blumen wachsen lassen und alle Krankheiten heilen."

„Kann er auch kranke Herzen heilen?" fragte Blanca träumerisch und sah nach der Decke der Kammer empor.'

„Ich verstehe Euch nicht," entgegnete das Kind verwundert.

„Davor behüte Dich Gott," fuhr die Fremde auf und sah Plectruden beinahe entsetzt an. „Er-

zähle mir mehr," sprach sie dann mit weicher Stimme, „wenn Dein Vater Dich verlassen, dann war Dein Großvater wohl Vater für Dich und Deiner Mutter Brüder?"

„Wolf und Leu, meint Ihr," rief Plectrudis, „ach, die spielen ja nur mit mir, das heißt Ohm Leu, denn dem Ohm Wolf bin ich gar oft im Wege."

„Ohm Wolf ist ein rauher Gesell," erwiderte Blanca.

„Das sagen sie Alle," entgegnete die Kleine mit wichtiger Stimme, „aber Ohm Leu ist sanft und gut."

„Ist er's?" fragte sie und leise Röthe flog über ihre Wangen.

„Ja," berichtete das Kind, „sie wundern sich Alle, daß er nicht Mönch geworden; aber ich weiß wohl, warum er's nicht gethan hat."

„So, weshalb denn?" Die Stimme des schönen Mädchens klang so gleichgültig wie früher, aber ihr Athem ging rascher, Plectrudis merkte es nicht, sie legte den Finger auf die Lippen und flüsterte geheimnißvoll: „Weil er dann Alfradis nicht mehr sehen kann!"

„Alfradis, wer ist das?“ rief Blanca sich emporrichtend und die Augen weit öffnend.

„Ihr kennt doch aber Niemand,“ tadelte Plectrudis, „nicht einmal Alfradis von der Trappen, die der Ohm Leu nicht anders nennt als seine Sonne.“

„Sie ist seine Braut, er wird sie heirathen,“ stieß Blanca hervor.

Plectrudis schüttelte den Kopf. „Sie ist von den Geschlechtern,“ entgegnete sie ernst, „der arme Ohm Leu!“

Es war eine seltsame Mischung von kindischer Wichtigthuerei, von Altklugheit und wirklichem Gefühl in dem Mädchen. Blanca aber achtete nicht darauf: „Ich will diese Alfradis sehen,“ sagte sie und stand auf.

„Das könnt Ihr gleich haben,“ lachte Plectrudis, „kommt nur mit mir; das wäre mir schon recht, dann brauchte ich doch nicht den ganzen Tag daheim zu sein, möcht selbst gern etwas von dem Fest sehen, kommt, kommt!“

Einen Augenblick noch zögerte Blanca, dann sagte sie: „Ich will mit Dir gehen.“

Jauchzend schlug Plectrudis in die Hände,

Blanca hüllte sich in ihren Schleier, Plectrudis holte den ihrigen aus einer großen Truhe und miteinander verließen sie das Haus. Fast ängstlich hielt Blanca die Hand der kleinen Plectrudis fest, als fürchte sie sich vor dem Wogen und Treiben, das in den Straßen Kölns herrschte. Erwartete man doch heute die Procession zurück, die sich nach Schwelm begeben hatte, um dort auf der Stelle, wo der große Erzbischof Engelbert von Mörderhand gefallen war, am 7. September, seinem Geburtstage für den Himmel, um seine Fürbitte zu flehen. Sanct Engelbert nannten ihn die Kölner, obgleich kein Papst ihn heilig gesprochen hatte und zahllos waren die Pilger, die sich nach Schwelm wandten, wo sich an der Stelle, da er gestorben, ein Kapelle erhob.

Mächtig hallten die Töne der zahlreichen Glocken über die Stadt dahin, sie mischten sich mit leisem, mehr und mehr anschwellendem Gesang, Blanca fühlte ihre Augen feucht werden; da sagte eine Stimme, der man die innere Erregung anmerkte, dicht neben ihr: „Nehmt meinen Arm, holdes Fräulein, Ihr möchtet in dieser Menge sonst zu

Schaden kommen," und mit leisem Schauder blickte sie in die leuchtenden Augen Hans Hardefausts.

„Wie mochtet Ihr mich erkennen?" entgegnete sie und hüllte sich dichter in ihren Schleier.

„Meint Ihr, nur das Auge vermöge zu sehen, ich sage Euch, das Herz sieht viel schärfer," erwiderte der Junker.

Blanca drückte die Hand auf die Brust, es war ihr, als sähe sie Leu leibhaftig vor sich und konnte doch nichts erblicken als eine Mauer von Menschen. Jetzt öffnete sich dieselbe ein wenig und fast hätte sie aufgeschrieen, denn dort ging er, eine Kerze in der Hand tragend, von Weihrauchsduft umwallt, er mußte eben an ihr vorbeigeschritten sein, sie hatte ihn nicht gesehen, Hans Hardefaust hatte Recht gehabt, das Herz sah viel schärfer als das Auge. Das seinige schien aber nichts zu sehen, denn sein Haupt wandte sich nicht um nach ihr und da kam ihr wieder der Gedanke an das Mädchen, das zu sehen sie eigentlich ausgegangen war.

„Wo ist Alfradis, so nanntest Du sie ja wohl?" fragte sie das Mädchen, das mit gefalteten Händen und schwärmerisch nach oben gerichteten Augen der Procession nachsah.

„Dort," entgegnete Plectrudis, beinahe unwillig über die Störung und zeigte auf ein junges Mädchen, das jetzt herankam; zugleich drängte sich Hans Hardefaust durch die Menge und eilte auf die von Plectrudis bezeichnete Jungfrau zu. Diese war von schlanker, edler Gestalt, weiße Gewänder umschlossen sie, darüber fiel in dichten Wellen fast bis zum Knie das goldig schimmernde Haar, von einem silbernen Reifen gehalten. Ein liebliches, rosiges Kinderantlitz schaute aus den goldenen Haarwellen hervor und sonnig leuchteten die dunklen Augen auf, die so seltsam gegen das Haar abstachen, als Hans Hardefaust näher trat und sich erbot, ihr die schwere Kerze ein Stück Weges zu tragen. Blanca's Brust hob sich rascher, ihre mächtigen Augen durchbohrten fast das liebliche Kinderantlitz, ihre weißen Zähne preßte sie auf die rothen Lippen, daß sie bluteten. „Sie ist schön, schöner als ich," murmelte sie.

„Ja, sie ist schön," sagte Plectrudis, welche ihre Worte vernommen, „sogar Meister Albertus sagt, die Englein im Himmel müßten aussehen wie Alfradis und Leu sagte, jeder Mann habe das

Verlangen, vor ihr niederzuknieen, selbst der wilde Hans Hardefaust nimmt ihr wenigstens die Kerze ab."

Unterdessen wurden Blanca und Plectrudis von der Menge weiter und weiter geschoben, weder Leu noch Hans, noch Alfradis waren mehr zu erblicken, nur wallende Fahnen und Weihrauchwolken. Endlich kam man an einen freien Platz, da stand ein seltsames, niedriges Gebäude und vor demselbeu ein bekränzter Altar. Die bleiche Novembersonne sandte so viele Strahlen herab auf das heilige Köln, als sie vermochte, so daß man einen Augenblick glauben konnte, es wolle Frühling werden statt Winter. Kopf an Kopf stand die Menge um den Altar, da fand sich Hans Hardefaust wieder bei den einsamen Mädchen ein und zog, ohne weiter zu fragen, mit einer herrischen Bewegung Blancas Arm in den seinigen. Sie ließ ihn gewähren, ja es schien ihr nicht unlieb, in dieser auf- und abwogenden Menge einen festen Stützpunkt zu haben. Hans Hardefaust suchte durch die Falten ihres Schleiers zu erspähen, ob sich Zorn in ihren Zügen zeige, daß er sie um Alfraden verlassen; aber Blanca dachte gar nicht mehr an Hans Hardefaust, ihr Blick suchte den Mann, dessen sanfte, dunkle Augen in ihr die Vor-

stellung des Paradieses erweckt hatten Sie sah aber zunächst hoch zu Roß einen gewaltigen Mann in violettem, goldgesticktem Gewande, die hohe Bischofsmütze auf dem stolzgetragenen Haupte, den Krummstab in der Hand. Wie die Augen eines Adlers funkelten die seinigen über die Menge hinweg, er schien es gewohnt, daß alle Häupter sich vor ihm neigten.

„Wer ist das?“ fragte Blanca mit dem Antheil, den Frauen immer an stolzen, hervorragenden Männern nehmen.

„Das ist Konrad von Hochstaden, der Erzbischof, der Kölns Freiheit brechen möchte,“ erwiderte Hans Hardefaust, und seine hellen Augen funkelten zornig.

„Was ist das für ein Gebäude?“ fragte Blanca weiter und streckte die Hand aus, um auf jenen seltsamen Bau zu deuten, vor dem sich der Altar erhob.

Rasch faßte Hans Hardefaust diese schöne weiße Hand, preßte sie heftig an seine Lippen und erwiderte erst, als Blanca sie ihm zornig entriß: „Das ist die Bauhütte des Meisters Gerard von Rile, da steht er neben dem Erzbischof, der ernste

Mann mit den großen blauen Augen. Da ist auch Meister Heribert, da sind auch Wolf und Leu, sie haben ihre Kerzen abgegeben und treten zu den andern Steinmetzen. Da könnt Ihr auch den Dominikaner sehen, der Euch mit mir in Heriberts Haus getragen."

„Was bauen sie denn in der Hütte?" fragte Blanca.

„Einen Dom, groß und mächtig," nahm Plectrudis das Wort, „herrlicher soll er werden als alle, die in der Christenheit bestehen, o, Ihr solltet meinen Oheim davon erzählen hören, wie dies Gotteshaus soll leuchten in alle Lande hinein und den Namen unserer Stadt Köln soll groß machen auf der ganzen Erde!"

Ein eigenthümliches Gefühl überkam Hans Hardefaust; er erinnerte sich wieder der Worte jenes Dominikaners; hatte er dieses Werk gemeint, als er von Wolf und Leu sprach? In Gedanken versunken achtete er wenig des feierlichen Hochamtes; erst als Blanca dicht neben ihm sagte: „Wir wollen wieder heim," fuhr er auf und suchte ihr einen Weg durch die Menge zu bahnen; da kamen Wolf und Leu von den ganz entgegengesetzten Enden heran

und letzterer rief: „Alfradis sucht Dich, willst Du sie heimgeleiten oder soll ich es für Dich thun?“

„Das Fräulein will ich schon geleiten,“ nahm Wolf das Wort, „wenn es Dir darum zu thun ist; Plectrud, Du solltest ja daheim sein.“

„Das Fräulein wollte doch Alfradis sehen,“ vertheidigte sich Plectrudis gegen Wolfs zürnende Miene.

„Alfradis!“ riefen Hans und Leu erstaunt, über des letztern Angesicht aber flog eine dunkle Röthe.

„Geh nur zur ihr,“ unterbrach Wolf das verlegene Schweigen, das jetzt entstanden war, „die vornehme Geschlechtertochter leitet besser einer ihres Standes, als der schlichte Steinmetz.“

Wie blitzten da plötzlich Leu's sanfte Augen auf: „Ein Steinmetz weicht keinem Junker,“ sagte er so ernst und fest, daß sie ihn alle erstaunt ansahen, höhnisch aber warf Hans Hardefaust dazwischen:

„Ich dächte, wir ließen Alfradis entscheiden, mir war's doch, als hättest Du gesagt, sie suche mich.“

Er verneigte sich gegen Blanca und schritt dahin so stolz und trotzig, wie es seine Art war.

„Ich hatte immer gedacht, der wilde Gesell werbe um Eure Minne,“ redete Wolf die Fremde an, und seine Stimme bebte jetzt grade so wie vorhin die des Junkers, „aber er scheint das Puppengesicht der kleinen Alfradis Euch vorzuziehen.“

„Die Männer verlangen ja alle vor ihr zu knieen,“ wiederholte Blanca die Worte, die sie von Plectrudis vernommen. „Alle,“ entgegnete Wolf leidenschaftlich, „da irrt Ihr, Fräulein, ich verlange vor einem ganz andern Bilde zu knieen, ich bin meinem Bruder sehr ähnlich, aber die blonde Alfradis hat mein Herz noch nie schneller schlagen lassen.“

„Ohm Leu,“ sagte unterdessen Plectrudis zu diesem, den sie an der Hand gefaßt hatte, „der Junker Hardefaust ist jetzt aus lauter Hochmuth zu Alfradis gegangen, er hat die Blanca weit lieber.“

„Aber Alfradis hat ihn lieber denn mich,“ sagte Leu aus seinen Gedanken heraus und erschrack, daß er vor dem Kinde ausgesprochen, was seine tiefste Seele erfüllte.

Plectrudis aber sah ihn an und meinte altklug; „Das glaube ich doch nicht, wie kann man Hans Hardefaust lieber haben als Dich?“

„Gutes, kleines Mädchen," erwiderte Leu und streichelte ihr Haar.

Nun standen sie vor dem Hause des Steinmetzen, auf der Schwelle blieb Leu stehen.

„Was hast Du?" fragte Wolf, während die beiden Mädchens ins Haus traten. „Denkst Du an Alfradis?"

„Jetzt nicht," entgegnete Leu und blickte nach der Stadt zurück, „ich dachte, ob er sich einst dort erheben wird, hehr und mächtig, wie er vor unsern Geistesaugen steht!"

„Er wird es," entgegnete Wolf und legte den Arm um die Schulter des Bruders, „aber wir werden es nicht erleben."

„Wenn auch," rief Leu mit leuchtenden Augen, dann haben wir doch daran mitgearbeitet, was thut's, ob wir sterben und vergessen werden, wenn nur unser Werk unsterblich wird!"

Die bleiche Novembersonne ging unter, die Schatten wurden länger, empfindlich kühl wehte es vom Rhein her, die Brüder aber standen Arm in Arm und sahen im Geiste das unsterbliche Bauwerk erstehen, an dem zu helfen sie berufen waren.

Drittes Kapitel.

Richmod und Alfradis.

> Willst du in Gottes Spiegel schauen,
> Schau in die Seele reiner Frauen,
> Und aller Himmel Glanz ist dein.
>
> E. M. Arndt.

Das Haus der Hardefauste reichte dem des Steinmetzen nicht das Wasser; es war ein schwerer, unförmlicher Bau, der mehr einem Gefängnisse ähnlich sah, als der Wohnung eines der reichsten Patriciergeschlechter von Köln. Innen war es dagegen weit bequemer eingerichtet, Teppiche bedeckten den Boden, weiche Kissen lagen auf den Sitztruhen, Gold- und Silbergeschirr prangte auf den Kaminsimsen und auf der Tafel; nicht trübe Fackeln sondern duftende Wachskerzen erhellten die Räume, in der Küche prangte kupfernes Geschirr aller Art, seltene Weine lagen in den Kellern, kostbare Geschmeide

und seidene Gewänder in den Truhen, davon jetzt freilich Niemand Gebrauch machte, denn Ludger Hardefaust, der Vater von Hans, war lange Wittwer gewesen und hatte keine Töchter hinterlassen; sein Sohn aber prunkte nicht gern mit Kleidern, so sehr es auch damals üblich war.

Es war Winter geworden zu Köln am Rhein, scharfer, klarer Winter, so daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn die einsame Frauengestalt, die langsamen Schrittes durch das Haus der Hardefauste wandelte, leise zusammenschauernd die Hände in ihrem langen, grauen Gewande verbarg. Ihr Haupt umhüllte ein dichtes, weißes Schleiertuch, das Brust und Hals bedeckte und tief in den Nacken herabfiel; es bildete einen nicht unkleidsamen Rahmen für ein nicht eben junges, aber feines, blasses Gesicht mit hellen grauen Augen, die im Schnitt an die Hans Hardefausts erinnerten, wenn sie auch viel freundlicher und milder darein blickten. Es war ein Gesicht, von dem man unwillkürlich sagt: „wie schön muß sie gewesen sein“, und es war noch die Frage, ob das der Fall gewesen, denn den sinnenden, tief nach innen gerichteten Blick hatte es vielleicht auch in der Jugend gehabt, ob aber auch den

Ausdruck tiefen Friedens, der jetzt darauf lag? Den haben nur Gesichter, denen man es auf der andern Seite ansieht, daß sie des Lebens herbstes Weh kennen, die den Stempel tiefer Kämpfe, die feinen Falten auf der Stirn und das kaum merkliche Zucken um den Mund an sich tragen. An solchen Spuren aber war dies feine blasse Antlitz gar reich, und was bei der rosenwangigen Jugend für einen Fehler gegolten hätte, dem alternden Mädchen gab es einen Reiz mehr, denn das Mädchenhafte sah man der edel schlanken Gestalt auf den ersten Blick an.

Die alte Jungfrau kam aus dem obersten Stockwerk des geräumigen Hauses und schritt hinab bis zur Oehre, dem sonst unbewohnten Erdgeschoß, das hier in ein Wohngemach verwandelt war, welches sich allerdings keines Fensters rühmen konnte und Luft nur durch einen in der niedrigen Decke angebrachten Schieber empfing, der zugleich als Sprachrohr für die darüber Wohnenden diente. Kahl und nackt waren die mit Kalk beworfenen Wände, nicht einmal ein Heiligenbild war darauf geklebt, auch kein Crucifix und kein Weihwedel sichtbar, nicht einmal über dem einfachen Lager, das nur aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestand.

In der einen Wand war eine Art Herd als Feuerplatz angebracht, auf dem einige wenige Kohlen glommen; dicht daneben stand ein Stuhl, den vier hölzerne Schlangen bildeten, die Köpfe waren sauber geschnitzt, aber herzlich unbequem musste es sich darin sitzen; davor befand sich ein hölzernes rundes Tischchen, auf dem ein Pergament aufgeschlagen lag; hinter demselben erhob sich auf einem großen silbernen Leuchter eine mächtige Wachskerze, wie sie auf den Altären zu brennen pflegt, und seltsam stach dieser ungeheure Luxus ab gegen die sonstige Ausstattung des Raumes, in dem sich außer den angeführten Dingen nichts befand als die übliche Kleidertruhe, deren flacher Deckel sie zur Bank umwandelte. Mit einem Seufzer der Befriedigung betrat die alte Jungfrau den stillen Raum und streckte die Hände über die glimmenden Kohlen, um sie zu erwärmen. Kleine weiße Hände waren es, nicht durch Arbeit erhärtet, aber auch nicht von jener festen, schlanken Form, die auf einen stolzen, festen Charakter schließen läßt, nicht Hände, die festhalten, sondern die festgehalten werden müssen und sich gern festhalten lassen; es waren ein paar rührende kleine Hände, die aus dem weiten grauen Aermel hervorblickten. Plötzlich

legten sich zwei andere, eben so weiße, aber viel schlankere über die Augen der Einsamen und ein leises Kichern schlug an ihr Ohr. Die also Geblendete machte sich rasch frei, behielt aber die Hände in den ihrigen und sagte, sich umdrehend:

„Alfradis, mein Liebling, wo kommst Du jetzt bei nachtschlafender Zeit her?"

„Der Vater ging zur Trinkstube," erwiderte Alfradis von der Trappen und wickelte sich aus ihrem großen Regentuch heraus, „da nahm er mich mit, ich hatte doch gar zu große Sehnsucht nach Euch, Pathe Richmod."

Wie lieblich sie aussah, die schöne Alfradis, in ihrem lang herabfließenden grünen Wollkleide mit den schwarzgestickten Streifen darauf und dem ärmellosen, hochgerafften rothen Ueberkleid; das goldige Haar war heute aufgesteckt und ein Käppchen von schwarzem Sammt mit goldener Stickerei verdeckte es zum großen Theil, nur einzelne Locken fielen immer wieder in die weiße Stirn, so sehr sie sich auch mühte, sie zurückzustreichen.

Muhme Richmod führte das junge Mädchen zu der Sitztruhe und nahm, sie mit ihrem Arm umschlingend, neben ihr Platz. Das goldige Köpfchen

lehnte sich an ihre Schulter, und so saßen sie eine Weile schweigend beieinander. Mehr und mehr wich das Lächeln aus Alfradens Angesicht, die schönen dunkeln Augen schlossen sich und langsam rollte endlich eine Thräne nach der andern aus den geschlossenen Wimpern über die weiche Wange. Ohne ein Wort zu sagen, beugte sich Richmod nieder und küsste ihr die Thränen fort, da aber flüsterte Alfradis: „O, Pathe, seit drei Wochen habe ich ihn mit keinem Auge gesehen!"

„Geduld mein Kind, Geduld," mahnte Richmod; wenn sie sprach, sah man ihre schönen weißen Zähne und seltsam, es fehlte ihr an einem der Vorderzähne ein Stück, grade wie Hans Hardefaust.

„O, was hilft mir alle Geduld," klagte das Mädchen und rang die Hände, „wenn er mich vergißt!"

„Wie wird Hans seine Alfradis vergessen," tadelte die Muhme.

„Aber ich will noch mehr," rief Alfradis und sprang auf, „er soll nicht nur an mich denken, er soll mich lieben, und er liebt mich eben nicht mehr!"

Ihre Augen blitzten, wer hätte das sanfte Kind solcher Leidenschaft fähig gehalten?

„Ihr seid Kinder, Du und Hans," sagte Muhme Richmod, „und solltet gar noch nicht wissen, was Liebe heißt.

„Wir wissen's aber, so lange wir denken können, und sie haben uns auch Alle von Kind auf gesagt, daß die Hardefauste und die Trappen eins werden sollten durch uns," erwiderte Alfradis; „muß er nun das fremde Heidenmädchen aus dem Rhein ziehen und sein Herz in ihrem langen schwarzen Haar verlieren! Wie kann man schwarze Haare schön finden, ist nicht blondes tausendmal schöner als schwarzes, haben sie das schwarze an den Himmel gesetzt? Nein, nur das blonde!"

Muhme Richmod ließ sie reden und weinen, sie sprach nicht viel drein, sie hielt sie nur weich umfaßt und strich ihr sanft über das bethränte Antlitz. Plötzlich hob sie das Haupt. „Horch," sagte sie, „das ist Hans!"

Auch Alfradis lauschte. „Ja, es ist sein Tritt," flüsterte sie, und sonnig hell leuchteten die Augen auf. Zugleich aber suchte sie die Thränenspuren zu verwischen.

„Seid Ihr drinnen, Muhme Richmod?" rief

die herrische Stimme des jungen Mannes, und auf ihr Ja trat er über die Schwelle.

„Holla," meinte Muhme Richmod und wollte ihm den Eintritt wehren, „hab' nur gesagt, daß ich drinnen bin, aber meines Wissens nichts davon, ob Du auch herein sollst."

Hans lachte, er umfaßte die leichte Gestalt und küßte sie herzhaft ab.

„Das wäre doch ein neuer Brauch, daß ich nicht alle Stunden bei Dir eintreten könnte; bist ja nicht im Beguinenhof, wenn Du auch wider alle Sitte außerhalb desselben Beguinenkleider trägst. Sagt Muhme Richmod, wie lange seid Ihr aus dem Beguinenhofe fort?"

Er wußte die Antwort auswendig, die nun kommen mußte, aber er wußte auch, daß Richmod diese Frage gar gern hörte, und der trotzige Jüngling konnte auch sehr rücksichtsvoll sein, wenn er nur wollte.

„Seit fünfzehn Jahren," entgegnete auch Richmod eifrig, „seit Deine sterbende Mutter mich holen ließ und mich mit ihren letzten Kräften bat, sie zu ersetzen, da habe ich der stillen Gemeinschaft entsagt, in die ich sechs Jahre früher eingetreten war, und da bin ich noch."

Hans trat jetzt tiefer in das Gemach, Alfradis saß steil aufrecht auf der Truhe, die Hände übereinander gelegt, ihr Antlitz schien ruhig, gleichmäßig hob und senkte sich das Kleid, Niemand sah es ihr an, daß sie ihm am liebsten an den Hals geflogen wäre.

„Guten Abend, Alf," sagte er freundlich, und es lag doch etwas von Zärtlichkeit in dem Blick, mit dem er die liebliche Mädchengestalt ansah; „ich suchte Dich bei den Deinen, Susanna meinte, Du wärest zur Muhme, da lief ich hierher, ich hatte rechte Sehnsucht nach Dir."

Es lag etwas Müdes in dem Tone, mit dem er sprach und das gar nicht zu seinem Wesen paßte. Alfradis hörte nur die Worte, und mit der Selbstbeherrschung, die ihr der verwundete Mädchenstolz aufgezwungen, war es vorüber, sie sprang auf schlang die Arme um seinen Hals und flüsterte: „Doch nicht mehr, als ich nach Dir, mein Hans!"

Richmod schüttelte mißbilligend den Kopf, Hans aber legte den einen Arm um sie, den andern um Alfradis und sagte ungewöhnlich weich: „Da hab' ich ja die Beiden beisammen, die mich auf Erden am liebsten haben."

Wohl legte Alfradis das blonde Köpfchen auf seine Schultern, aber schmerzlich getroffen zuckte sie doch zusammen, er sagte nicht, „die ich am liebsten habe,“ sondern nur, „die mich am liebsten haben.“

Richmod aber mahnte ernst: „Sorge nur dafür, daß Du es immer sagen kannst.“

„Meint Ihr, daß Eure Liebe je aufhören könnte!“ rief er, und der Schreck, der dabei aus seinen Zügen sprach, that Alfradis sehr wohl.

„Die meine wohl nicht, die hat zu viel von Mutterliebe und die hört nimmer auf, wie es aber mit Alfradis ist, das weiß ich nicht.“

Er starrte das Mädchen an, als sei der Verlust ihrer Liebe etwas ganz Undenkbares, und diese rief ebenfalls ganz erschrocken:

„Nein, Hans, nein, meine Liebe hört nimmer auf!“

„Thörichtes Kind, thörichtes Kind, murmelte Richmod wehmüthig, meinst Du, er schätze den Edelstein, der ihm mühelos in die Hände fällt, lieber jagt er sich zu Tode nach dem Kiesel, den er nicht erreichen kann.“

Das junge Volk hörte sie nicht mehr, die saßen Hand in Hand auf der großen Truhe, Hans hatte

sein Haupt an die Brust des Mädchens gelehnt und wie kühler Windhauch über ein dürres Aehrenfeld in brennender Sonnengluth, so wehten ihre leisen Liebesworte über seine glühende Seele.

Richmod saß auf dem Schlangensessel und las in dem Pergamentbande, der vor ihr lag, anfänglich waren große Thränen aus ihren Augen gerollt und sie hatte noch mehrmals geflüstert: „Thörichte Alf, armes Kind!“ Dann hatte sie die kleinen Hände ineinander gefaltet und ihre Züge hatten den ihnen eigenen friedlichen Ausdruck wieder angenommen.

Endlich unterbrachen Hans und Alfradis ihr Flüstern und Kosen, letztere mußte ins Vaterhaus zurück und Hans wollte sie hinübergeleiten.

„Wenn Du zurückkommst, sprich noch einen Augenblick bei mir vor,“ sagte Richmod und Hans nickte.

Dann war die ehemalige Begine wieder allein in dem großen Hause, dem sie ja auch angehörte, denn sie war auch eine Hardefaust; ihr Vater und Hansens Großvater waren Brüder gewesen, Ludger und seine Base Richmod aber die einzigen Kinder ihrer Eltern. Gewaltiges Aufsehen hatte es einst

erregt, als die schöne Richmod Hardefaust, nach deren kleiner weißer Hand so mancher junge Patricier trachtete, für die so mancher Minnesänger seine Harfe gerührt, deren Farbe mehr als ein berühmter Kämpfer im Turnier getragen hatte, plötzlich eine Begine wurde. Im Beguinenhofe pflegte sie Kranke und Arme, Richmod Hardefaust war wie verschollen, da starb das Weib ihres Vetters Ludger und Richmod verließ den stillen Beguinenhof, um den kleinen Sohn des Vetters aufzuziehen. Nun war auch Ludger seit zwei Jahren tot, aber Richmod war nicht in den Beguinenhof zurückgekehrt, so großes Verlangen sie auch danach hatte. Hans bat immer wieder, sie solle nur so lange bei ihm bleiben, bis er einen Kriegszug thue, dann möge sie in Gottes Namen thun, wozu ihr Herz sie zöge. Vielleicht dachte die einsame Leserin daran, vielleicht auch gingen ihr Gedanken ganz anderer Art durch den Kopf, wenigstens dauerte es immer länger, bis sie wieder ein Blatt umschlug. Die Kohlen auf ihrem Herde war ganz verglommen, und sie schauerte zusammen. Langsam erhob sie sich und warf ein paar Scheite Holz auf den Herd, die sie anzündete. Wie seltsam die kleinen weißen Hände aussahen,

wenn sie die rauhen Holzstücke anfaßten, nicht ungeschickt etwa, nur, als seien sie dafür nicht geschaffen; aber die Beguinen ließen sich nie von Mägden bedienen, so viel es deren auch in dem großen alten Patricierhause gab. Unterschied sich die Beguine doch von der Nonne eigentlich nur durch das innige Zusammenleben der Schwestern, von denen gewöhnlich vier ein kleines Haus bewohnten, und durch die Möglichkeit, jederzeit aus der Gemeinschaft austreten, ja sogar heirathen zu können. Sonst waren fromme Uebungen, nützliche Thätigkeit, Armuth und Gehorsam der Beguine so gut vorgeschrieben wie der Nonne.

Richmod hatte ihr Feuer mit vieler Mühe wieder zu Stande gebracht; als Hans, diesmal sogar ohne Anfrage, wieder eintrat. Die alte Jungfrau ging rasch entschlossen auf ihn zu, vor ihm stehen bleibend legte sie ihm beide Hände auf die Schultern und sagte ernst: „Hans, mit welcher meinst Du es ernst und welche führst Du am Narrenseil?"

„Was meint Ihr, Muhme, ich verstehe Euch nicht," entgegnete er unmuthig.

„Das wäre doch das erste Mal in Deinem Leben," erwiderte sie, ohne sich einschüchtern zu

lassen, „Du weißt ganz gut, was ich meine, und Du sollst Dir's überlegen, ob es recht gehandelt ist gegen Alfradis, die Dein Vater Dir noch anverlobt hat auf Deinen Wunsch und keines Andern, wenn Du dem fremden Heidenmädchen nachläufst, oder ob es recht ist gegen die Fremde, daß Du um ihre Gunst buhlst, da Du doch eine verlobte Braut hast, wenn es auch ein Geheimniß ist zwischen Euren Familien, da Ihr noch zu jung seid zum Freien."

„Es ist ein Geheimniß, das die ganze Welt kennt," antwortete Hans, „daß ich Alfradis lieb habe wie meinen Augapfel."

„Und die Andere?"

Wie durchdringend die grauen Augen blicken konnten, als wollten sie hinabschauen in die Tiefen seiner Seele; er wurde dunkelroth, dann faßte er ihre beiden Hände und schrie auf in wildem Schmerz; „Muhme Richmod, habt Barmherzigkeit, sagt mir, kann man zwei Frauen lieben auf einmal?"

Todtenbleich wurde die Beguine, alles Leben schien aus ihren Zügen zu weichen, die Augen starrten wie todt. „Ludger, Ludger," kam es dann über ihre blassen Lippen, „war es doch Sünde, erbt sie sich fort von Geschlecht zu Geschlecht?"

„Was rufst Du meinen Vater," fuhr Hans fort, „lasse die Todten ruhen, oder hat er es erfahren wie ich, daß man in den Armen der Einen an die Andere denkt, und daß man die Eine um Liebe anfleht, während die Andere mit einem Tone ihrer süßen langgewohnten Stimme das Herz aufs Neue zu sich zurückruft?"

„So laß Dich zurückrufen von ihr und vergiß die Andere," mahnte Richmod.

„Ich kann nicht," erwiderte er, „wenn Alfradis die Arme um meinen Hals schlingt, dann denke ich daran, ob Blanca jetzt dem Knaben, dem Leu, nachsieht mit dem Blicke den sie nie für mich, nie für Wolf hat; sie haßt mich, weil ich sie gerettet, sie liebt Leu, nur ihn!"

„So gönne sie ihm," sprach Richmod.

„Aber er liebt sie nicht, der Narr, der Thor," tobte Hans, „beten lehrt er sie statt küssen, mit dem Pfaffen hat er sie ausgesöhnt, sie belehrt den weisen Meister Albert, denn sie ist Herrin über tiefe Wissenschaft; aber mich haßt sie, wie sie mich Alle in dem Hause hassen, Heribert und Frau Blitza, weil ich's nicht mit den Pfaffen halte, ja, warum bin ich von

einer Beguine erzogen, die waren den Pfaffen nie Freund —"

„Hans, Hans," rief Richmod dazwischen, aber er ließ sich nicht begütigen: „Wolf haßt mich als seinen Nebenbuhler, Blanca als ihren Lebensretter, weil ich sie nur für eine unglückliche Liebe gerettet habe, sogar die kleine Plectrudis zeigt mir ihre weißen Zähnchen, und doch zieht es mich in jenes Haus wie mit Zauberbanden!"

„Und Leu, den Du einen Knaben nennst," forschte Richmod, obwohl er nicht jünger ist denn Du?"

Hans athmete tief auf. „Leu ist der Einzige, der mich nicht haßt. ‚Dein Blanca's Herz, mein das der schönen Alfradis, und wir wären Beide glücklich,' sagte er mir oft, und dann könnte ich ihn zu Boden schlagen, daß er es wagt, nach einem Gut zu streben, das mir gehört."

In tiefen Gedanken stand Muhme Richmod, plötzlich sagte sie: „Du weißt und hast es eben selbst gesagt, ich sei der Pfaffen Freundin nicht; der schändliche Lebenswandel der Geistlichen war es ja, der Lambert le Bègue, nach dem wir uns Beguinen nennen, unsere Gemeinschaft zu stiften bewog,

aber es giebt doch auch Geistliche und Mönche, die rechte Kinder Gottes sind; Hans, mein Sohn, geh' zu dem großen Dominicaner, dem Meister Albertus, der ist ein Mann und wird bessern Trost für Dich wissen, als die alte Beguine."

„Ich will zu ihm," erwiderte Hans, „und dann nehme ich ein Schwert in die Hand, mich dürstet nach Ruhm und Ehre."

Sie zog seinen blonden Kopf herab und sagte freundlich: „Das höre ich gern, aber nimm Deine Zähne in Acht!"

Er wurde dunkelroth: „Muhme, das darf Niemand anders sagen als Ihr."

„Ja, ja," fuhr sie fort, „die Weiber sind Dein Elend gewesen von Kind an, jetzt geh in Deine Kammer und denke nach, wem Du Dein Schwert geben willst."

„Den Hohenstaufen," rief Hans, „Ihr wißt es ja, wenn nicht zuerst Köln; der Erzbischof wird von Tag zu Tag übermüthiger und das Volk uns immer aufsässiger.

„Das ist seine größte Sünde," entgegnete Richmod mit fast jugendlicher Lebendigkeit, „daß er die Bürger entzweit, daß er die Bruderschaften wider

die Alten hetzt; sollen wir Alten, die wir Römerblut in den Adern haben, uns von ihm unsere Rechte streitig machen lassen?"

Das war nicht die schlichte Beguine, das war die kölnische Patriciertochter, die sich hoch aufrichtete und mit flammenden Augen dastand.

Hans küßte ihre Hand und sagte ernst, „Muhme Richmod, erst Köln, dann das Andere, und laßt mich nur erst mein Schwert ziehen, dann wird auch aller Hader und Zwiespalt in meiner Seele still werden."

„Gott gebe es," und wiederum war sie allein. Da glitt sie in die Knie und laut, wie sie es gewohnt war, begann sie zu beten, die dicken Mauern der Oehre hatten keine Ohren. „Hilf ihm aus diesem Zwiespalt," betete sie, „laß ihn nicht leiden, wie sein Vater litt, o Herr, und vergieb die Sünde, daß ich noch immer hange an den Händeln der Welt, mehr denke an diese liebe Stadt Köln, als an die heilige Vaterstadt droben, öffne ihm die Augen —" sie war schon wieder bei Hans —, „gieb ihm Frieden, ich bitte Dich nicht für Alfradis, wir Frauen können mehr Liebesleid tragen, sie wird's überstehen, wie ich's überstand, aber ich bitte Dich für seinen Sohn!"

Immer lauter, immer eifriger, betete die Beguine, ja, zum Beten waren ihre kleinen Hände wie geschaffen; endlich erhob sie sich von ihren Knieen und trat an ihr Tischchen. Der Pergamentband lag noch immer aufgeschlagen. Liebkosend fast strich sie über die Blätter. „Wenn er Dich kennte, ihm wäre geholfen," flüsterte sie, „aber er fragt nichts nach dir, so oft er dich auch sieht, er kann ja nicht lesen, und ich weiß nicht, ob ich ihm sagen darf, was du birgst. Bald kommt der Sommer, dann sind zwei Jahre herum, dann kommt Er wieder, dann will ich Ihn fragen, ob Er nicht auch zu denen gehen will, die meine Seele liebt, zu Hans und Alfradis. Albertus Magnus ist sehr weise, aber Er ist doch noch weiser."

Muhme Richmod hatte ihr Lager aufgesucht, jetzt löschte sie die Kerze und im Einschlafen dachte sie noch: „Morgen gehe ich zu Blitza und sehe mir das Heidenmädchen an. Sie wird zwar mit mir zanken und ich werde mich ärgern, aber ich will sehen, ob sie wirklich schöner ist als mein Pathenkind Alfradis. Damit war Muhme Richmod sanft eingeschlafen, Hans Hardefaust aber ging noch lange unruhig in seiner Kammer auf und ab.

Viertes Kapitel.

König und Erzbischof.

Groll muß heraus; hochmüthiger Prälat,
Ich seh die Wuth Dir an!
König Heinrich VI.

Wieder einmal läuteten alle Glocken des heiligen Köln und wieder drängte sich die Menge festlich gekleidet durch die Straßen. Alle Handwerker feierten, in langen Reihen wallten die Priester dahin, die Patrizier zeigten sich sammt ihren Frauen und Töchtern im reichsten Schmuck, aus den Fenstern flatterten Fahnen und Banner, war doch Kölns höchster Festtag angebrochen, die Epiphanie, das Fest der heiligen drei Könige, zu deren Schrein die Christen von Nah und Fern an diesem Tage strömten. Von der uralten Bischofskirche, an deren Stelle sich einst der neue Dom erheben sollte, war vor Fahnen

und Laubgewinden kaum Etwas zu sehen und die Kölner wunderten sich selber, woher jetzt im tiefen Winter das viele Grün kam. Flüsternd ging der Name Albertus von Mund zu Munde, im Dominikanerkloster gab's immer Grün und Blumen, sogar zur Weihnacht und zur Epiphanie. Auch die Bauhütte, die sich hart an der Kirche erhob, war mit Fahnen und Teppichen verkleidet und die grauen Sandsteine, die von den Bauleuten zum Neubau gebraucht wurden, hatten sie zu riesigen Pyramiden aufgeschichtet, auf deren Spitze das Banner von Köln wehte mit den drei goldenen Kronen der heiligen drei Könige in Roth im obern und den elf goldenen Funken in Weiß im untern Theile des Schildes. Wie die drei Kronen die Weisen aus dem Morgenlande, so sollten die elf Funken an die elftausend Jungfrauen erinnern, die einst zu Köln den Märtyrertod starben. Auch der erzbischöfliche Palast, dem Dome gegenüber, war reich geschmückt, erzbischöfliche Reiter, in Eisen gehüllt, mit Hellebarden und Lanzen, hielten wie eine eherne Mauer davor, hell glänzte das goldene Kreuz, das den von vier Eckthürmchen flankirten Hauptthurm der Kirche gegenüber schmückte, in der klaren Wintersonne.

Bis hart an den Rhein traten die zahlreichen Gebäude, aus denen der Palast Reinalds von Dassel bestand; wenig Schmuck und enge, schießschartenähnliche Fenster zeigte der nun über zwei Jahrhunderte alte Bau; nur an der Seite, die der Kirche abgewandt, befand sich im ersten Stock des Hauptgebäudes ein Balkon mit sauber gemeißelten Bogenfenstern, über demselben, so wie rechts und links aber waren große steinerne Lilien auf der Mauer angebracht; recht schwerfällig und ungeschickt sahen sie aus und zeigten keine Spur von den zierlichen Formen, wie sie Meister Heriberts Söhne ihren Kreuzblumen zu geben wußten. Wer übrigens recht genau Acht gegeben hätte auf die Menge, dem wäre es aufgefallen, daß besonders die Priester und die Bruderschaften, wie man die Zünfte nannte, sich durch Eifer und Frohmuth vorthaten, während die Alten, das heißt die Patrizier, lediglich um der Andacht willen zu kommen schienen und mancher eine recht finstere Miene zeigte. Galt doch all der Jubel und das freudige Drängen nicht den Reliquien der heiligen drei Könige allein, die heute für die andächtige Menge ausgestellt waren, sondern es sollte auch der neuerwählte König der Deutschen, der Graf

Wilhelm von Holland, seinen Einzug halten in seines weiten Reiches mächtigste Stadt. Erzbischof Konrad hatte ja diesen König mit gemacht und die ihm ergebenen Bruderschaften fielen auch seinem Könige zu; hofften sie doch die Abänderung manches Uebels, wenn sie nur erst wieder einen König sahen, die Alten aber hingen am Hohenstaufischen Hause und haßten obenein den stolzen Grafen von Hochstaden. Sie waren weitsichtiger als die Bruderschaften und begriffen bald, daß der Erzbischof nicht nur die Vorrechte ihres Standes, sondern auch die ihrer Stadt bedrohte, und um beides auf Leben und Tod zu kämpfen waren sie entschlossen. Die Feindschaft gegen den Erzbischof konnte sie aber nicht hindern, dem Schrein der heiligen drei Könige ihre Ehrfurcht zu bezeigen, nach beendetem Gottesdienst sah man sie indessen in langen Zügen sich wieder in ihre Häuser begeben, nur einzelne jüngere Leute blieben auf der Straße, um zu sehen, wohin der neue König sich begeben werde. Zu ihnen gehörte Hans Hardefaust; er sah in seiner schweren Rüstung mit dem grün und goldenen Waffenrock darüber gar stattlich aus und es flog auch ein beinahe verächtliches Lächeln über sein stolzes Antlitz,

als Leu in seinen frauenhaft langen violetten Gewändern auf ihn zukam. Er fühlte sich heute so trotzig, es zuckte ihm durch alle Glieder, drein zu schlagen, er dachte kaum an die beiden Mädchen, die ihm doch sonst das Herz oft so schwer machten. Richmods Rath, zu Meister Albertus zu gehen, hatte er noch immer nicht befolgt; er mochte aber keinem Menschen die Seele öffnen als der Muhme, diese aber war in das Haus des Steinmetzen gegangen; war sie doch Blitza's Jugendgespiele und hatte sie doch Plectrudis aus der Taufe gehoben wie so manches Kindlein im heiligen Köln. Sie hatte Blanca gesehen, sie hatte mit dem seltsamen Mädchen gesprochen und von dem Tage an hatte sie Hans keine Vorwürfe mehr gemacht, und gegen Alfradis war sie noch zärtlicher geworden. Alfradis aber ging noch viel öfter in das Haus des Steinmetzen als Richmod; sie sprach fast nie ein Wort mit Blanca, sie leugnete es sich selbst nicht ab, daß die Fremde wunderbar schön war, aber wenn sie da war, konnte Hans sich doch nicht ausschließlich mit jener beschäftigen, er mußte Vergleiche anstellen, und es gab Tage, wo sie zu ihren Gunsten ausfielen, dann jubelte sie innerlich auf, um am nächsten

Tage doppelt unglücklich zu sein. Sie haßte Blanca und schämte sich ob dieses Hasses; war diese doch unschuldig an dem Leid, das sie der schönen Kölnerin zufügte, denn sie liebte ja Hans nicht. Alfradis hatte ja keine Ahnung, daß Blanca ihr diesen Haß reichlich zurückgab, denn das blonde Kind wußte nichts von der tiefen Leidenschaft ihrer Gegnerin für Leu. Richmod aber sah Alles und sie trauerte um Alle.

Während Hans und Leu am erzbischöflichen Palast standen, sahen sie plötzlich einen festlichen Zug sich ordnen, an dessen Spitze hoch zu Roß der Erzbischof und der König sich zeigten. Wilhelm von Holland war eine schlanke, geschmeidige Gestalt, die selbst in der doppelten weitgegürteten Tunica, von denen die obere ärmellose blau, die untere weiß war, vortheilhaft hervortrat; an den Händen, am Halse und am untern Saume zeigte sich goldener Besatz; Fuß- und Beinkleidung waren ebenfalls blau; um die Schultern lag der rothe hermelingefütterte Mantel, das reiche blonde Haar war gelockt, eine rothgefütterte Krone mit blitzenden Steinen lag darauf. Freundliche hellblaue Augen glänzten unter der weißen Stirn des jugendlichen Herrschers, dessen

Haltung trotz seiner Jugend eine edle, fürstliche war. Hoch aber überragte ihn die mächtige Gestalt des Erzbischofs auf seinem riesigen Braunroß; wohl erschien Konrad von Hochstaden in dem violetten Gewande des Kirchenfürsten, aber männiglich in Köln wußte, daß er die Rüstung darunter trug, und die Steine an seines Schwertet Knauf sahen alle in der Sonne funkeln um die Wette mit seinen dunklen Feueraugen. Ein langer Zug prächtig geschmückter Ritter und Knappen folgte dem König; da sah man Wappen in den Schilden prangen, die zu Köln ganz unbekannt waren, da blitzten goldene Sporen und funkelten breite Ehrenketten. In Hans Hardefausts Brust schlug das Herz lauter, ja, um die goldenen Sporen beneidete er die stolzen Ritter, und ganz für sich allein hob er die Schwurfinger, noch heute nahm er Abschied von Köln und verdiente sich in der Fremde die goldenen Sporen, wenn auch nicht unter Wilhelms Fahnen. Wer konnte ihn daran hindern?

„Wohin wollen sie eigentlich?“ fragte er, aus seinen Träumereien auffahrend, seinen Spielgefährten.

„Ins Dominikanerkloster,“ entgegnete Leu, „Graf Wilhelm von Holland ist ein sonderlicher Freund und Beschützer deutscher Kunst und Wissen-

schaft, da will er denn auch unserm hochberühmten Pater Albertus einen Besuch abstatten. Komm mit, ich möchte sehen, wie er all' die vornehmen Herren empfängt."

„Und ich muß sehen, ob sich wirklich die stolzen Ritter vor dem einfachen Mönche beugen!" murmelte Hans Hardefaust; er hatte noch keine goldenen Sporen, aber er beugte sich keinem Priester.

Vor dem Dominikanerkloster hielt der Zug, die Mönche empfingen den weltlichen sowohl wie den geistlichen Fürsten mit allen Ehrenbezeigungen, die ihnen zukamen, vor dem Pater Albertus aber beugten sich wirklich die stolzen Ritter. König und Erzbischof mit ihrem glänzenden Gefolge betraten das Kloster, dessen Pforten sich hinter ihnen schlossen, und Hans Hardefaust dachte zum ersten Mal in seinem Leben, Muhme Richmod, die ja klüger sei als die meisten Menschen, möge auch darin recht haben, daß Wissenschaft und Kunst eben so viel werth seien wie Muth und Tapferkeit. Man ließ aber weder ihm noch Leu viel Zeit zum Nachdenken, denn unaufhörlich gingen und kamen Knappen, Boten, Mönche, Laienbrüder, Herolde; so lebendig war es noch nie in dem stillen Dominikanerkloster

gewesen. Die aber herauskamen, die machten gar seltsame Gesichter; die Einen sahen bleich und erschrocken drein, die Andern riefen Wunder über Wunder und erzählten jedem, der es hören wollte, der vermeintliche Mönch Albertus sei ein gewaltiger Zauberer, der habe sie jetzt mitten im Winter in einen Garten geführt voll grüner Bäume und blühender Blumen, Springbrunnen und singender Vögel. Hardefaust wollte auffahren und alles eine Lüge nennen, Leu aber, der das Treibhaus des Pater Albertus und seine künstlichen Vögel gar wohl kannte, belehrte ihn eines bessern; das hinderte freilich nicht, daß schon am Abend in ganz Köln sich die wunderlichsten Gerüchte von dem Zaubergarten des Pater Albertus verbreitet hatten, welche die Wirklichkeit weit hinter sich ließen.

Gerade als Hans und Leu sich auf den Heimweg machen wollten, kam der Zug wieder aus dem Kloster heraus, eine unabsehbare Menge Volks umringte ihn und sehr wider seinen Willen wurde Hans gegen das Roß des Erzbischofs gedrückt, sodaß dieser nicht vorwärts konnte.

„Aus dem Wege, Knabe!“ herrschte der Kirchenfürst den jungen Mann an.

„Die Straße ist für jeden!“ gab der trotzig zurück.

Der heftige Erzbischof hob die Hand, blitzschnell fiel ihm Hans in die Zügel.

„Wahrt Euch, Herr Erzbischof, die Hardefauste gehören zu den Alten und lassen sich nicht drohen.“

Hardefaust, lachte höhnisch der Hochstaden, „seid Ihr der tolle Bursche, der sich für seinen Pathenpfennig von einem Knecht den Zahn entzwei schlagen ließ, um auszusehen wie seine alte Muhme!“

Lautes Gelächter erscholl ringsum, Hans Hardefaust stieg das Blut zu Kopf, er riß die Waffe heraus und drang blindlings auf den Erzbischof ein.

„Bruderschaften heraus!“ gellte es um ihn.

„Alle heraus!“ klang es von drüben.

Waffen blitzten; Wilhelm von Holland hielt unbeweglich auf seinem Schimmel, ein Zug von Trauer lag auf seinem sonst so kühnen, entschlossenen Gesicht; das war der wilde Fehdesinn, die Raufsucht, die zu bändigen er träumte.

Ein kräftiger Arm hatte Hansen zurückgerissen, sodaß seine Waffe den Erzbischof nicht berührte; es war Wolf gewesen, der nicht weit von ihnen als müßiger Zuschauer gestanden hatte und im rechten Augenblick zugesprungen war. Er stand jetzt kampf-

bereit vor dem Erzbischof und auch Leu suchte diesen zu decken, während ein paar seiner Leute in ein wüthendes Handgemenge mit Hans Hardefaust geriethen, der sich wie ein Rasender wehrte, endlich aber doch, aus ein paar Wunden blutend, der Uebermacht erliegen mußte und besinnungslos als Gefangener in den erzbischöflichen Palast geführt wurde. Das letzte, was er hörte, waren Wolfs Worte: „Bedanke Dich bei mir, ich habe Dich vor Blutschuld gerettet."

„Warum that ich's," murmelte Wolf dann vor sich hin, „ist die alte Freundschaft doch mächtiger als die neue Feindschaft?"

Mit der Gefangennehmung des Hardefaust war der Tumult eben so schnell gestillt wie er begonnen hatte, König und Erzbischof ritten ruhig dem Palaste zu, ersterer aber sagte nachdenklich: „Eigentlich gefällt mir der Bursch, es ist Feuer drin."

„Diese Hardefauste sind ein gefährlich Geschlecht," erwiderte der Erzbischof, „Jungfrau Richmod ist wieder nicht zum heiligen Schrein gekommen, es riecht nach Ketzern, wenn man Hardefaust sagt, und Euch sind sie auch nicht gewogen, mein Herr und König, sie halten treu zu den Hohenstaufen!"

„Daran thun sie recht," antwortete Wilhelm von Holland ernst.

„Das sagt Ihr, der deutsche König?" fuhr der Erzbischof auf.

Der König legte ihm die Hand auf den Arm. „Meint Ihr, Herr Erzbischof," sagte er fast finster, „daß ich die deutsche Krone genommen, um die Hohenstaufen aus ihrem Erbe zu jagen? Nein, aus Erbarmen mit dem theuren, deutschen Volke, das nicht länger sein soll wie ein gehetztes Wild; Ordnung und Recht will ich schaffen im deutschen Reiche als Konrads des Vierten Stellvertreter, und wenn er einst nach Deutschland kommt, ihm zurückgeben, was sein ist!"

„So dachtet und sprachet Ihr nicht, als ich Euch zu Aachen die Krone aufsetzte; vergeßt nicht, daß ihr eines Andern Geschöpf seid."

„Und wenn ich es vergessen, seit heute vergessen wenn ich da drinnen anders denken gelernt hätte?" fragte Wilhelm und deutete auf das Dominikanerkloster.

„Albertus!" knirschte Hochstaden zwischen den Zähnen.

„Ihr seid ihm feind," rief Wilhelm, „ich

glaub's, denn er ist in Wahrheit ein Priester des Höchsten, ihr ein weltlicher Fürst in der Kutte."

Feindselig fast blickte er den Erzbischof an, der richtete sich höher auf im Bügel. „Das Geschöpf empört sich wider den Schöpfer, es ist der Lauf der Welt, Eins aber laßt Euch gesagt sein, mein Herr Graf von Holland, Ihr kennt den Konrad von Hochstaden doch sehr schlecht, wenn Ihr meint, er müsse allem Großen und Guten feind sein. Schwachköpfe und Trotzköpfe verachtet er gleicherweise, vor einem Gottgeweihten aber wie Albertus Magnus, da hat er nur Verehrung und Liebe!"

„Und Wilhelm von Holland hat sich nie tiefer beschämt gefühlt als in diesem Augenblick, Ihr habt recht, ich kannte Euch nicht, Konrad von Hochstaden!"

Die dunklen Augen des Erzbischofs blitzten auf, aber er erwiderte nichts mehr.

In dunkler Gefängnißzelle lag Hans Hardefaust; er hatte geschworen, am andern Tage Köln zu verlassen, was half ihm sein Schwur? Er hätte sich den Kopf an den Wänden seiner Zelle einrennen mögen, aber den Schwur konnte er darum doch nicht halten. So viele Jahre hatte er rücksichtslos seinen Willen durchgesetzt; seit er Blanca aus den Wellen

des Rheines gerettet, traf er überall auf Hindernisse; kann der Mensch doch nicht Alles, was er will?

Wilhelm von Holland legte ein gutes Wort für Hans Hardefaust ein, er sollte frei sein, wenn er ihm dienen wollte. Hans war erst einen Tag gefangen und ließ ihm trotzig sagen, er diene nur der Stadt Köln und den Hohenstaufen. Solche Beleidigung zu rächen war der Erzbischof gehalten, und es schien ihm nicht unlieb, in Hans den trotzigen Geschlechtern gegenüber eine Waffe in der Hand zu haben. Man gab sich die größeste Mühe, den Gefangenen zu befreien, aber sein Trotz vereitelte jede dieser Bemühungen zum innern Wohlgefallen des Erzbischofs. Am tiefsten aber trauerten um den trotzigen Knaben doch die beiden, die ihn am meisten liebten, Richmod und Alfradis.

Fünftes Kapitel.

Albertus Magnus.

Ich kenne alle Kräuter, alle Wurzeln;
Ich verstehe
Den Lauf der Sterne und der Wolken Zug,
Und die verborgnen Quellen hör ich rauschen.
Der Mensch braucht wenig, und an Leben reich
Ist die Natur.

Jungfrau von Orleans.

Weit ab vom Rheinstrom, hart an der Stolkgasse, stand das Kloster der Predigermönche; dichte Mauern schlossen es nach außen hin ab, tiefes Schweigen herrschte innerhalb derselben, wenn nicht grade die Glocken zum Gebete läuteten oder die frommen Gesänge der Mönche bis über die Mauern drangen.

Das Frühamt war beendet, die Mönche hielten sich still in ihren Zellen, nur einer trat geräuschlosen Schrittes aus der Kapelle in den kleinen Kloster-

garten. Blauer Frühlingshimmel lugte auch in dieses winzige Stück Erde, darauf es lustig grünte und blühte. Weiß schimmerten die Blüthen der Obstbäume, und ihr Duft erfüllte die ganze Atmosphäre; sorglich war ein Seilband um jeden geschlungen, dessen Enden in ein Gefäß mit Wasser herabhingen, das darunter stand. Also schützte man die Blüthen vor dem Erfrieren. Unter den Bäumen aber blühte es auch, gelbe Osterblumen und blaue Veilchen, noch mehr aber nützliche Kräuter, wie sie in der Küche und in der Apotheke gebraucht werden. Tief im Schatten sproßten dunkle Blätter auf, zwischen denen es weiß leuchtete; dorthin lenkte der Mönch seine Schritte, es war Bruder Albert, der also allein den Klostergarten aufsuchte; war er doch sein besonderes Arbeitsfeld und kannte er doch jede Blüthe, die da zum Himmel aufstrebte oder demüthig zur Erde sich senkte. Tief beugte sich die Gestalt nieder zu den weißen Punkten zwischen den dunklen Blättern und der Ausdruck reinster Freude verklärte das milde, ernste Antlitz.

„Die Lilien im Thal," flüsterte er, „sie sind da, schon vor dem Mai, den sie als feine Glöcklein einläuten sollen. Lilie im Thal," wiederholte er,

„ei, muß ich da nicht Deiner gedenken, Du holdeste Lilie der Thäler, allerheiligste Jungfrau!“ Er richtete sich auf und faltete die Hände; während er weiter schritt, begann er leise zu singen; ein Lied zum Preise der Gottesmutter war's, wie's ihm sein Herz eingab, und dazwischen schaute er hinauf in den blauen Himmel und seine Augen leuchteten wie verklärt.

Heilige Jungfrau, Leuchte der Engel,
Dich preise ich, Lilie, früh und spat!

sang der fromme Mönch und hatte es nicht Acht, daß seit geraumer Zeit schon ein Bruder ihn beobachtete. Dieser war ein Jüngling von höchstens vierundzwanzig Jahren, hoch gewachsen und breitschultrig, dunkle Augen funkelten in dem bleichgelben, scharfgeschnittenen Gesicht, in dem jeder Zug den Italiener verrieth; jetzt ruhten diese Augen mit dem Ausdruck kindlicher Liebe und Ehrfurcht auf dem singenden Mönche und seine Lippen flüsterten ein Gebet.

Jetzt hatte ihn Albertus entdeckt: „Betest Du für mich, Thomas, mein Sohn?“ fragte er, ihm näher tretend, in lateinischer Sprache und reichte ihm die Hand.

Bruder Thomas küßte die Hand und sagte dann ehrfurchtsvoll: „Ich sollte es wohl nicht thun, denn was bedarf ein Heiliger wie Du des Sünders Gebet?"

„Ach, lieber Thomas Aquinas," entgegnete Albertus, ich bin ein Sünder sowie Du, und keiner auf Erden ist so rein, daß er ein christlich Gebet verschmähen dürfte."

„Ambrosius und Ulrich und die Andern sind zur Stelle, Meister," nahm Thomas das Wort, der, einem alten Adelsgeschlecht in Calabrien entsprossen, selbst als Klosterbruder die gewinnenden Manieren des italienischen Edelmanns nicht ganz verleugnen konnte.

„So wollen wir in den Schulsaal gehen," entschied Albertus und trat aus dem stillen, sonnigen Klostergarten. „Meister," begann Thomas wieder, „sollen wir zu anderer Zeit kommen, willst Du Dich jetzt Deines Gärtleins freuen?"

„Apage, Satanas!" rief Albertus zornig, und Thomas schwieg.

Schweigend und langsam durchschritten beide Mönche, der Jüngere immer in ehrerbietiger Entfernung hinter dem Aeltern, die Kreuzgänge des

Klosters, bis sie durch eine niedrige Thür in den sogenannten Schulsaal traten; dieser war hochgewölbt und viereckig; längs der Wand zogen sich hölzerne Bänke hin, in deren Rücklehne lateinische Sprüche eingeschnitten waren, die zum fleißigen Studium und zur Wachsamkeit gegen den Versucher aufforderten. Vor den Bänken lagen einige Schütten Stroh, mit denen mußten sich die begnügen, die keinen Sitzplatz mehr fanden. In der Mitte stand jetzt der Katheder des Meisters, ein Doppelgestühl von Eichenholz mit künstlich in Holz geschnitzten Weinblättern und Trauben verziert. Ein paar Stufen führten zu dem obern Stuhl hinauf; beide aber betrat man durch Thürlein in der Rückwand.

Auf den Bänken und auf dem Stroh drängten sich die Studenten; in einer Ecke vor einem hölzernen Pult stand ein Schnellschreiber, bereit, emsig jedes Wort des Meisters nachzuschreiben; das war jüngst in der Sorbonne zu Paris aufgekommen, und nur ungern hatte Albertus seine Erlaubniß gegeben, diese Sitte auf deutschen Boden zu verpflanzen. Aus Frankreich war der junge Mann gekommen, der da eben sein Schreibgeräth bereit gemacht hatte; zu Paris hatte er den großen Meister lehren hören

und war ihm nach Deutschland gefolgt, um noch weiter seines Unterrichts zu genießen.

Unter den jungen Leuten, die sich da im Schulsaal des Predigerklosters zusammendrängten, ragten besonders zwei durch hohe Begabung und reinen Wandel hervor. Der eine war jener obengenannte Schnellschreiber, eigentlich Ambrosius Sansedonius geheißen und aus Siena gebürtig, der einst im Rufe der Heiligkeit sterben sollte, und Ulrich Engelberti, ein Straßburger, der des Münsters herrliche Orgel baute. Zwischen allen diesen jungen Leuten, die sich dem Studium der Theologie gewidmet hatten, war auch Leu, der Steinmetz, in seinem langen Rock und Käppchen. Sollte er Gottes Haus bauen, wollte er auch Gottes Wort kennen, und mehr denn je drängte es ihn nach solcher Wissenschaft, um all die heiklen Fragen beantworten zu können, die ihm die schöne Blanca über seine Religion vorzulegen pflegte.

Blanca war noch immer im Hause des Steinmetzen, von dem Alten schweigend geduldet, von Frau Blitza, weil sie auf ihre Bekehrung hoffte, wie von Leu vielleicht aus demselben Grunde. Wolf betete sie nach wie vor in fruchtloser, vergeblicher

Sehnsucht an, und die kleine Plectrudis sah bewundernd zu ihm empor. Warum aber blieb Blanca, die doch sicher einst ein anderes Leben gewöhnt gewesen war, in dem Hause des schlichten Bürgers, warum nahm sie Wohlthaten an von Leuten, über die sie andererseits die schönen Lippen kräuselte, warum hing sie jetzt an dem Leben, das sie vor Monden freiwillig von sich werfen wollte? Das fragte sich Leu immer wieder, und er war der einzige in seiner Umgebung, der keine Antwort auf diese Frage hatte. Die Andern wußten es recht gut, sogar die kleine Plectrudis, und fast alle fühlten ein leises Mitleid mit ihr, sogar Frau Blitza nicht ausgenommen. Man höhnte damals noch nicht über ein Herz, das seine Liebe nicht bergen konnte, die Minne war noch des Lebens Mittelpunkt, wenn sich auch schon viel Spinneweben über diese duftende Blume legten. Wiederum hatte Leu dem schönen Mädchenräthsel nachgesonnen, das auf so seltsame Weise mit seinem Leben verflochten worden war, als der Eintritt des Meisters und des Bruders Thomas ihn aus seinem Sinnen aufstörte.

Ehrerbietig grüßend erhoben sich alle Schüler, Albertus dankte ihnen mit dem Segen, dann stieg

er in das obere Gestühl, während Thomas das untere betrat.

Langsam mit wohlklingender Stimme sprach Thomas von Aquino unter Aufsicht seines geliebten Lehrers über einen Lehrsatz des heidnischen Philosophen Aristoteles, den bis dahin in Deutschland nie ein Gelehrter so studirt und erklärt hatte wie Meister Albertus. Kein geschriebenes Wort durften Meister oder Stellvertreter auf die Katheder bringen, frei aus dem Gedächtniß mußten sie reden, und gewaltig zündete das gesprochene Wort in den Geistern. An jenem Frühlingsmorgen sprach Thomas von Aquino seines Meisters Gedanken über Logik aus; Leu schüttelte zuweilen in leisem Unmuth sein lockiges Haupt, Gottes Wort wollte er hören und Weltweisheit vernahm er; von Porphyrius und Aristoteles, von Syllogismen und Paralogismen mußte er hören, aber er hörte geduldig weiter, denn Albertus hatte ihm gesagt, die Weltweisheit, die Philosophie diene ja auch zu nichts anderm als zur Erkenntniß Gottes und sei der Theologie liebste Schwester. An den Vortrag des jungen Mönchs schlossen sich nun Repetitionen und Disputationen, bei denen sich Leu aber meist schweigend verhielt. Heller jedoch leuch-

teten seine Augen auf, als nach einer Pause, welche die Schüler zum Verzehren ihres mitgebrachten Brotes, die Mönche zum Lesen angewandt hatten, der Meister selbst sich zum Vortrag erhob. Sein Thema war die Gottesmutter, an der seine Seele mit glühender Liebe hing; kein himmlischer und irdischer Vorzug durfte ihr fehlen, und die Zeiten waren naiv genug, daß er, der größte Gelehrte seiner Tage, jetzt allen Ernstes die Frage aufwerfen durfte: „Hat die seligste Jungfrau die sieben freien Künste im ganzen gehabt?“

Aller Augen hingen an den Lippen des verehrten Lehrers, wie er diese schwierige Frage beantworten werde, aber vom Gluthstrom der Poesie und Begeisterung hingerissen, sprach Albertus mit hallender Stimme: „Die Weisheit hat sich ein Haus gebaut und sieben Säulen ausgehauen. Das Haus ist die heilige Jungfrau, die sieben Säulen sind die sieben freien Künste. Im Exodus 12 verlangt ein Weib von ihrer Nachbarin goldene und silberne Gefäße. Das erklären die Glossen und die Heiligen von den weltlichen Wissenschaften. Darum müssen die Heiligen die weltlichen Wissenschaften kennen, also hat sie auch die seligste Jungfrau gekannt. Im

hohen Liede heißt es: Tausend Schilde hängen an ihm, die ganze Rüstung der Starken. Der Thurm ist die heilige Schrift, die Schilde sind die natürlichen Wissenschaften; darum gehören die freien Künste zur Rüstkammer der heiligen Schrift, darum ist es Sache der Heiligen, sie zu kennen, also war es auch Sache der heiligen Jungfrau!"

Immer mystischer wurde die Sprache des Dominikaners, immer kühner seine Bilder, aber grade das riß seine Zuhörer am gewaltigsten fort, und als er geendet, da brauste es laut durch den Saal, gesungen von allen, die zu des Meisters Füßen saßen: „Ave Maria!" In tiefster Herzensandacht sang auch Leu mit und hielt es für keine Sünde, daß er sich die Jungfrau Maria allzeit so aussehend dachte, wie Alfradis von der Trappen, das schöne Patricierkind von Köln.

Hinaus strömte die jugendliche Schaar, Leu durfte den Meister noch bis in seine Zelle geleiten, weil ihm der noch einen Auftrag zu geben hatte. Gar schmucklos war die Zelle; Weihwedel, Crucifix und Sanduhr die einzige Wandzier; ein Strohsack diente als Lager. Sonst sah man nichts als einen dreifüßigen Tisch mit viereckiger Platte, ein Lesepult,

eine Sitztruhe, einen Leuchter und Schreibgeräth. Dafür aber standen auf den hölzernen Brettern, die an der Wand hinliefen, zahllose Pergamentbände, die einen noch glänzend weiß mit funkelndem Goldtitel, die andern vergilbt und mit fast verloschenem Titel. Ein kleines Laboratorium stand mit der Zelle in Verbindung, dessen Thür leicht geöffnet war. Nicht aus Neugier, sondern wie zufällig warf Leu einen Blick hinein und entsetzt fuhr er zurück. Er mußte ein Kreuz schlagen, als gelte es, sich eines bösen Geistes zu erwehren, denn ein Höllentrug mußte es sein; noch einmal blickte er hin und wieder fuhr er entsetzt zurück: dort stand Blanca, seine heidnische Hausgenossin — wie kam sie in die Zelle des Dominikanermönchs? Aber sie war's, es war ihr weißes Gewand, ihr Schleier, ihr langes schwarzes Haar, ihre unergründlichen, dunklen Augen; oder war's nur ein Bild? nein, wie jetzt Albertus sich der Thür näherte, um sie zu schließen, bewegte sie den Arm und Leu sah deutlich, wie sie mit der Hand winkte. Da fiel die Thür mit dumpfem Geräusch ins Schloß, die Gestalt war verschwunden, Leu aber war's unheimlich zu Muthe. Sagten sie

nicht, Meister Albertus verstehe Geister zu bannen; wie, wenn die Fremde gar nicht Fleisch und Blut hatte und nur ein der Hölle entstiegener Geist war? Wollte sie doch ohnehin den Namen des Dreieinigen, den der Gottesmutter und die der Heiligen nicht aussprechen. Albertus schien nicht zu ahnen, was in seines Schülers Seele vorging, ruhig und freundlich sagte er zu diesem: „Setze Dich dahin, mein Sohn, ich will Dir den Plan des hohen Chores zeigen, wie ich ihn mit dem hochwürdigsten Erzbischof beredet; Du hast von Gott gar helle Augen empfangen, und sollst mir sagen, was Du dazu meinst.

Dunkelroth ward der bescheidene Jüngling; ob solcher Auszeichnung vergaß er das spukhafte Bild hinter der Thür. „Fern sei es von mir, dem Jungen," erwiderte er demüthig, „die zu meistern, die an Weisheit und Alter mir überlegen sind."

„Ei," entgegnete Albertus ernst, „das Alter würde gar fehlgehen, wenn es sich nur berufen glaubte, die Jugend zu meistern, es hat auch gar viel von derselben zu lernen." Damit rollte er ein Pergament auf, das mit Linien und Strichen bedeckt war, aus denen eben nur des Baumeisters Auge die richtigen Formen herausfinden konnte. Leu neigte

sich tief darüber mit brennenden Wangen, mit leuchtenden Augen.

„Meister Gerhard ist für die neue Bauweise," nahm Leu das Wort, „er sagte mir, er habe in einer Bauhütte zu Amiens in Frankreich gearbeitet."

Albertus nickte. „Der Chor der Kathedrale steht noch immer vor seinem innern Auge; Ihr seid ja auch für die neue Bauweise, Euer Haus ist ja darin gebaut."

„Mein Vater hat auch in Frankreich gearbeitet," erklärte Leu nicht ohne Stolz, „er kannte die Bedeutung der Siebentheilung und des Achtorts, ehe er in Gerhards Bauhütte trat."

„Frankreich," flüsterte Albertus, „seltsam, daß uns Deutschen so viel Schönes und Großes vom Ausland kommt, daß es aber wirklich schön und groß doch erst bei uns wird."

„Weil eben alle Völker doch eines Ursprungs sind und einander wieder immer ähnlicher werden sollen; die drüben lernen auch von uns," meinte Leu.

„Das ist die Lehre der Bauhütten," entgegnete Albertus, „Liebe und Duldung gegen alle Menschen, weil alle eines Ursprungs, alle Brüder sind."

„Ist's nicht auch die Lehre der Kirche?" fragte Leu.

„Freilich wohl," erwiderte der Dominikaner, „aber die Kirche predigt auch noch den einen wahren Glauben, den lasset Ihr in den Bauhütten zuweilen außer Acht."

Es war mehr ein prüfender als ein strafender Blick, der den jungen Künstler aus den Augen des Mönchs traf. Der aber hielt ihn ruhig aus und erwiderte in seiner stillen Weise: „Davon habe ich nichts gemerkt; bauen wir das irdische Haus für die Kirche, so werden wir doch ihre unsichtbare Mauer, den Glauben, nicht einreißen."

„Du nicht," mein Sohn," antwortete Albertus und sah den Jüngling freundlich an, „Du stehst treu zur Kirche, aber aus Wolfs Reden tönt oft ein anderer Sinn."

Leu schüttelte den Kopf. „Wolf meint's nicht anders denn ich, hat er's nicht gezeigt mit der That, daß er treu zum Erzbischof hält?"

„Das ist es nicht allein, die Kirche besteht doch nicht nur aus Priestern, es gehört doch noch manches Andere dazu."

„Auch die Laien?" fragte Leu, und ein feines Lächeln spielte um seinen Mund.

„Gewiß, auch die Laien," entgegnete Albertus sehr ernst.

„Das lehrt ja aber die Bauhütte," triumphirte Leu.

Der Dominikaner drohte ihm mit dem Finger. „Willst Du mir Schlingen legen?"

„Ach nein," wehrte der Jüngling, „möchte Euch mir ja noch gewogener machen denn sonst."

„Und wozu?"

Leu legte den Zirkel und den Stift weg, mit denen er an dem Grundriß des Domchors beschäftigt gewesen war.

„Ihr wißt's ja, Meister; wollen erzbischöfliche Gnaden auch auf Euer Bitten hin den Gefangenen nicht freigeben?"

„Der trotzige Knabe trägt selbst die Schuld," erwiderte Albertus finster, „er will sich dem Erzbischof nicht unterwerfen; nicht bei dem hochwürdigsten Herrn habe ich vergebens gesprochen, sondern bei Hans Hardefaust."

„Und Alfradis vergeht vor Sehnsucht nach ihm," murmelte Leu und sah bekümmert vor sich nieder.

„Ich will noch einen Versuch machen," beschied

ihn der Mönch, „bei Beiden, um Deinetwillen und um des frommen Mägdleins willen.“

Leu sah den Gelehrten erstaunt an: um seinet- und Alfradens willen? fast schämte er sich so hoher Ehre.

„Meine Zeit für Dich ist abgelaufen,“ nahm Albertus nach einer Pause das Wort, „willst Du Dich nicht von diesen Rissen trennen, so nimm sie mit Dir, ich spreche heute Abend noch einmal in Deines Vaters Hause vor, dann hole ich sie mir.“

Mit leuchtenden Augen barg Leu das Pergament in seinem Gewande, küßte des Meisters Hand und entfernte sich, nachdem er noch einmal gebeten hatte: „Vergeßt Hans Hardefaust nicht.“

Albertus sah ihm sinnend nach: „Warum hängt er an dem trotzigen Gesellen, warum auch das stille Mädchen, warum so Viele in Köln? Er ist trotzig, rechthaberisch, rücksichtslos, alle Leidenschaften gähren in seiner Seele; was lieben sie an ihm? Freilich, junger Wein gährt auch im Faß und wirft trübe Blasen, edler Saft ist doch darin, und er wird sich klären. Hat's doch auch in meiner Seele einmal gegährt, freilich nur einmal, aber darum auch desto wilder.“

Der große Zauberer, wie sie ihn nannten, strich sich mit der Hand über die Stirn und ging langsam hinüber ins Refektorium zu seiner kärglichen Mahlzeit. Gleich nach derselben war er in der Kirche zu finden, um Beichte zu hören, dann besuchte er Kranke, um sie durch einen Trank aus seinem Becher, den er immer bei sich führte, zu heilen oder doch ihnen Linderung zu verschaffen; rastlos, ruhelos war des Dominikaners Leben. Gegen Abend betrat er den erzbischöflichen Palast und erst nach fast zwei Stunden verließ er ihn. Dem Pförtner, der ihm ehrerbietig mit seiner Fackel noch bis vor die Thür leuchtete, fiel der strahlende Ausdruck seines Angesichts auf. „Dem großen Albertus ist wieder ein gutes Werk gelungen," murmelte er vor sich hin. Der Dominikaner aber wanderte unverdrossen, trotz des sinkenden Abends, in das Haus des Steinmetzen Heribert, wo ihn zwar ernste Gesichter, aber doch Liebe und Verehrung empfingen, selbst Blanca kreuzte, sich tief verneigend, ihre schönen Arme über der Brust. Außer ihr und der Familie des Hausvaters waren auch noch Richmod und Alfradis in dem großen düstern Gemache; Richmod erhob sich beim Eintritt des Mönchs, grüßte ihn ehrerbietig und schlang

dann wieder die Arme um die Kniee, trübe vor sich hinschauend, Alfradis lehnte ihr Köpfchen an die Schulter der kleinen Plectrude; sie mußte sich immer anlehnen, während die Kleine recht keck und sicher in die Welt hineinblickte. Frau Blitza betete ihren Rosenkranz und die drei Männer sahen gespannt auf den Dominikaner. Der aber legte wie segnend die Hand auf Alfradens blonden Scheitel und sagte freundlich: „Ich bringe Dir eine Nachricht, meine Tochter, die Dich erfreuen und betrüben wird zu gleicher Zeit.“

„Er ist frei, er ist frei!“ rief Alfradis und küßte die Hand des Mönchs. Traurig sah es Leu, wie die braunen Augen leuchteten, Albertus Magnus aber entgegnete ernst: „Noch ist er nicht frei, aber er wird es morgen vor Sonnenuntergang sein, das ist die gute Nachricht, die ich Dir zu bringen hatte, die böse aber —“

Er hielt inne, Richmod war aufgesprungen, auch ihre Augen funkelten, aber zornig, und ihre ganze Gestalt bebte. „Sie bannen ihn aus Köln!“ schrie sie wild auf.

„Ihr habt's gesagt,“ entgegnete eintönig der Mönch, „mehr konnte ich nicht erlangen.“

Alfradis war ohnmächtig zusammengebrochen, alles mühte sich um sie, nur Muhme Richmod nicht, die sie doch sonst so sehr liebte. Die ging in der Stube auf und ab, die zarten Hände in lächerlich kleine Fäuste geballt, und murmelte: „Er wagt es, der glattzüngige Priester, einem Hardefaust die Stadt zu verbieten, waren wir nicht eher da als er!“

„Jungfer Richmod,“ mahnte der alte Heribert ernst, „wahrt Eure Worte, wir sind des Erzbischofs Leute.“

Mit einem schneidenden Lachen anwortete Richmod: „Still, alter Fuchs, ich kenne Euch; weil er gegen die Geschlechter ist, darum seid Ihr für ihn, sonst ist Euch Köln auch lieber als der Priester, und Schande über Euch, daß es Euch nicht doch drüber ging!“

Einen Augenblick hatten des alten Mannes Augen aufgeleuchtet, als sie davon sprach, Köln sei ihm lieber als der Priester, aber der Glanz erlosch und ruhig sagte er: „Wir sind des Bischofs Hörige.“

„So erstickt an Eurem Erzbischof!“ fuhr Richmod heraus. Da wandte sich Albertus um und sah sie an. Ein helles Roth flog über ihr feines An-

gesicht, demüthig neigte sie sich vor ihm und sagte leise: „Vergebt."

Er machte das Zeichen des Kreuzes über ihre Stirn. „Ihr Hardefauste seid ein trotzig Geschlecht, nehmt eine Warnung an von einem Priester, Jungfrau; sie sagen, Ihr seiet eine heimliche Ketzerin, ich will's nicht glauben, aber hütet Euch!"

Da schien's, als wachse die kleine Gestalt, als wolle sie herabsehen auf den berühmten Gelehrten; nicht trotzig und stolz, aber ganz entschieden und fest entgegnete sie: „So laßt sie meinen Glauben prüfen, ich werde nichts verleugnen, und bin ich eine Ketzerin, so mögen sie mich als solche strafen."

Erstaunt sah der Mönch die alternde Jungfrau aus dem Patriciergeschlecht an, die aber fragte ruhig weiter: „Kehrt Hans Hardefaust noch einmal unter seiner Väter Dach zurück?"

Albertus schüttelte den Kopf. „Er verläßt den erzbischöflichen Palast nur, um Köln sofort den Rücken zu kehren, aber wer ihm Geleit geben will, der ist nicht daran verhindert, nur daß es ohne Aufsehen geschehe."

Richmod nagte an ihrer Unterlippe, daß sie blutete.

„Ihr werdet sehr einsam sein,“ sprach Albertus mitleidig zu ihr; sie schüttelte den Kopf: „Blitza will ehestens ins Kloster und giebt mir ihre Tochter.“

„So schnell, Frau Blitza?“ fragte erstaunt der Mönch.

Sie nickte nur und betete weiter, aber ihre Augen funkelten fast unheimlich.

„Und Plectrudis geht gern zu Euch?“ fragte der Mönch weiter.

„O, so gern!“ rief das Mädchen, als sei es eine Erlösung für sie, in Richmod's Nähe zu kommen, ihre Mutter achtete nicht auf sie.

„Und wo bleibt Ihr, mein armes Kind?“ wandte sich Albertus an Blanca, die trostlos ins Leere starrte.

„Ich bot ihr meine Hand an, sie wies sie zurück,“ flüsterte Wolf; seine Stimme bebte vor Ingrimm, als er sah, daß sie sich auch jetzt schaudernd abwandte.

Richmod war ihr näher getreten. „Meines Vetters Sohn zog Euch aus dem Rhein, Ihr haßtet ihn dafür; nun wohl, ich will Euch an mein Herz, in mein Haus nehmen, wollt Ihr mich auch hassen dafür?“

Da glitt das Mädchen in die Kniee und drückte schluchzend den Kopf in Richmod's Gewänder. „Ja, nimm mich mit Dir, Du bist anders als die andern, zu Dir will ich!"

Richmod hob sie auf und strich ihr das Haar aus dem Gesicht, Alfradis aber, die anscheinend alles theilnahmlos mitangehört hatte, schlug laut aufschluchzend die Hände vor das Angesicht. Nahm ihr dieses fremde Mädchen Alles?

„Richmod," rief da plötzlich Frau Blitza auffahrend, „aber wenn sie achtzehn Jahre ist, nimmt sie den Schleier!"

„Ja doch, ja doch," erwiderte diese, „bist Du denn irrsinnig, daß Du immer wieder davon anfängst? Glaubst Du mir nicht, dann gieb sie mir nicht!"

„Du warst meine liebste Gespielin," sagte Blitza rasch, „Du sollst sie haben!"

Der alte Steinmetz legte die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf; sie hatten seine Tochter eine Heilige genannt, aber es ging ihm wie Richmod, manchmal hielt er sie für irrsinnig.

„Und nun komm nach Hause, Alfradis," mahnte Richmod, „ich habe viel zu bedenken und mit Dir zu bereden."

Mit den Frauen erhoben sich die Brüder, um sie heimzugeleiten; der Abschied war rasch und erregt, Albertus schloß sich den Hinwegeilenden an. Wolf ging stumm an Richmod's Seite, er liebte die Stolze nicht, und sie verlangte keine Unterhaltung von ihm, ihre Gedanken waren bei Hans. Alfradis lehnte sich auf Leu's Arm, still flossen ihre Thränen und er wagte nicht sie zu trösten.

Albertus ging ganz allein, Gebete im Herzen für all diese armen, traurigen Menschenkinder, aber wie erleichtert athmete er auf, als er seine stille Zelle wieder betrat. Wie viel Leid, Angst und Trauer lag da draußen, wie friedlich war's hier. Auf seinem Tische breitete er Zeichnungen aus, diesmal keine Baupläne, sondern Pläne des gestirnten Himmels; dann öffnete er sein Fenster und blickte hinaus. Drunten lag weiß vom Mondlicht beleuchtet sein Gärtchen, droben schimmerten die Sterne. Die Leyer stand gerade vor ihm, hell funkelte die Wega und im südlichen Stern der Milchstraße leuchtete der Attair im Adler. Ihm folgte sein Auge, immer länger und länger, redeten die Sterne eine Sprache, die er verstand? Fast mit Gewalt trennte er sich von den Himmelslichtern und setzte sich an seinen

Schreibtisch. Langsam griff er nach Feder und Papier und begann hierauf weiter zu schreiben, wo er wahrscheinlich am Tage zuvor aufgehört hatte: „Die Wirkung jedes Sterns auf Reiche und Einzelne zu berechnen, das ist die Sache der Sterndeuter. Ptolemäus hat zwei Bücher darüber geschrieben. Daß durch die Sterne den Dingen, neuen Häusern, Kleidern, Kräfte zukommen, leugne ich nicht, aber das ist wie beim Thier die Kraft des Wachsthums, des Verwandelns der Stoffe in Fleisch und Blut und Glieder. So machen die Sterne alle zusammen einen Leib aus, die einzelnen wachsen durch die Kraft des Ganzen. Alle Sterne haben ihr Licht von der Sonne; nach ihrer Edelart oder Dichtigkeit haben sie verschiedene Farben. Die Sterne sind nicht feurig. Die Sonne steht inmitten der Sterne. Alle Sterne sind von sechs Größen. Manches läßt sich nicht beweisen in der Lehre vom Himmel, aber hinlängliche Gründe kann man anführen . . ."

Tief gebeugt saß der Gelehrte über seine Arbeit, er hielt nur inne, um die Flamme in dem Lämpchen vor ihm aufzustochern oder Oel nachzugießen, da klopfte es leise an seine Thür und auf sein „Salve!" trat Thomas von Aquino über die Schwelle.

Sofort legte Albertus die Feder hin, Thomas setzte sich ihm gegenüber und fragte leise: „Noch studirt mein Meister?"

„Die Sterne droben," entgegnete er, „und „Aristoteles ist auch hier mein Führer."

Der Schüler sah den Meister fast streng an. „Aristoteles war ein Heide, findet Ihr nirgends Fehler an ihm?"

Albertus lächelte und holte aus dem Kasten seines Tisches ein Manuskript hervor, das er dem Schüler hinreichte. „De erroribus Aristotelis" war es überschrieben.

„Vergebt," sagte Thomas von Aquino leise, „wollt Ihr mir daraus vortragen?"

Albertus nickte und begann rasch in fließendem Latein zu lesen: „Wenn Aristoteles aus der Ewigkeit der Bewegung auf die Ewigkeit der Welt geschlossen hat, so ist das falsch. Der Beweger war von Ewigkeit, aber das Bewegliche nicht. Die Bewegung fing erst an, als vom Beweger das Bewegliche gemacht worden. Denn die Schöpfung ist nicht eine Bewegung, sondern ein vom bloßen göttlichen Willen ausgehendes Insdaseinrufen derjenigen Dinge, die vorher nichts waren und an sich nichts sind

und aus sich nichts sind. Darum hat Aristoteles in dieser Beweisführung sehr geirrt . . ."

Längst waren alle Fackeln, Lämpchen und Lichter in Köln erloschen, in der Zelle des Dominikanerklosters brannte die Lampe noch lange, denn bis an den hellen Morgen studirten und disputirten Albertus Magnus und Thomas von Aquino.

Sechstes Kapitel.

Der Perlenhändler.

O, lang noch in der Lüfte zitternd Blau
Streck' ruhmgekrönt empor die stolzen Zinnen,
Jahrhunderte laß kommen und verrinnen,
Du steh' und prange, meines Volkes Bau!
Der Sohn der Wildniß.

In der Dämmerstunde des nächsten Tages ging Richmod Hardefaust langsam, tief in Mantel und Schleier gehüllt, dem erzbischöflichen Palast zu; heute Abend sollte Hans seiner Haft entlassen werden und zu gleicher Zeit seiner Vaterstadt den Rücken wenden. Im Rathe der Alten hatte man wohl erwogen, wie man sich dabei zu verhalten habe; die jüngeren Leute wollten ihn im Triumph bis zum Thore geleiten, man wollte dem Erzbischof zeigen, daß man sich an seinen Zorn nicht kehre, aber die Aeltern waren anderer Meinung, selbst die den Hardefausten

Versippten. Hans hatte sich schwer vergangen, mochte ihn auch der Erzbischof gereizt haben, er war ein jüngerer Mann, jener ein Priester, und er sollte nicht sagen dürfen, die Alten von Köln beschützen die Thorheiten eines Knaben. Darum sollte sich Hans dem Urtheilsspruch des Erzbischofs für jetzt unterwerfen, es kam schon eine Gelegenheit, wo man dem Erzbischof seine Begnadigung abzwang. Solchen Ausspruch der Alten dem wilden Gesellen mitzutheilen, wurde abermals Albertus Magnus ausersehen, und er brachte die Botschaft, daß Hans Hardefaust sich dem Urtheil seiner Standesgenossen unterwerfe.

Richmod war heute nicht mehr so erregt wie gestern wie gestern über die bevorstehende Trennung von Hans, auch sie beugte sich dem Entschluß der Alten. Dann überlegte sie, ob es nicht vielleicht recht gut sei, daß er fort kam; gewollt hatte er's oft, aber die dunkeln Augen Blanca's hatten ihn zurückgehalten, nun mußte er weg und draußen mochte er sie vergessen. Bis er wieder zurückkam, hatte sich vielleicht vieles geändert; es mußte seltsam sein ohne ihn in dem alten Geschlechterhause, das sie nun doch nicht mit dem Beguinenhofe vertauschen konnte, weil

sie die beiden Mädchen zu sich nehmen wollte. Gar vielerlei Gedanken wogten durch die Seele der alten Jungfer, wie sie so dahinschritt; jetzt blieb sie vor dem Palast stehen, an eine der Säulen gelehnt, die Hände in ihren Mantel gewickelt, unbeweglich wie eins der steinernen Heiligenbilder über den Thürsimsen. Da knarrte das Thor, die Wächter ließen einen Mann heraus, der ihnen etwas zurief, was nicht gerade einem guten Wunsche ähnlich klang; ein Mondstrahl fiel auf seine bleichen, scharfgeschnittenen Züge und das lang herabwallende blonde Haar, an das offenbar seit Monden kein Schermesser gekommen war. Der Mann war in eiserner Rüstung, über der er einen grün und goldenen Waffenrock trug, aber es schien ihm alles zu weit, und seltsam war's, daß er zur Rüstung keine Waffe trug. Als das Thor hinter ihm zugefallen war, hob er die Arme und dehnte seine lange Gestalt, als sei ihm unendlich wohl, dann flog es wie Wolkenschatten über sein Gesicht und er hob die geballten Fäuste zu den Fenstern des Erzbischofs empor, die in schweigender Finsterniß dalagen. In diesem Augenblick legte sich eine winzige Hand auf seine Schulter und eine weiche

Frauenstimme flüsterte, von tiefer Bewegung fast erstickt: „Hans, lieber Hans!"

Da öffneten sich die drohend geballten Fäuste, die Arme umschlangen die Frauengestalt, die sich von der Säule losgelöst hatte, und Hans Hardefaust sagte freundlich: „Hätt' ich's doch denken können, daß Muhme Richmod da sein würde, um mir das Geleit zu geben so weit wie möglich."

„Sie haben Dich nicht hart gehalten?" fragte Richmod, an seinem Arme fürbaß schreitend und frauenhaft ängstlich mit ihren milden Augen zu ihm aufsehend.

„Nein," entgegnete er, „namentlich nicht, so lange ich wund und krank war, dafür sorgte schon Pater Albertus. Ich hätt's nicht gedacht, daß ich einmal einem Pfaffen dankbar sein würde."

Richmod nickte. „Er ist ein rechter Israelit ohne Falsch," sagte sie ernst. Hans sah sie erstaunt an; sie hatte oft eine so seltsame Ausdrucksweise; im gewöhnlichen Leben fiel's ihm kaum noch auf, jetzt hatte er sie seit Monden nicht sprechen hören, da merkte er wieder darauf.

„Sie haben Dir Deine Rüstung wiedergegeben," nahm Richmod von neuem das Wort, nachdem sie

eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, „Dein Vater hat sie oft getragen zu Schimpf und Ernst.“

„Aber mein Schwert haben sie behalten!“ zürnte Hardefaust.

Zu seiner Verwunderung lachte Richmod leise. „Sie fürchten das Schwert in der harden Faust,“ murmelte sie, und jetzt stimmte Hans in ihr Lachen ein. Von seinem Vergehen, von seiner Strafe redeten sie nicht ein Wort; das eine war abgethan, das andere eine unumstößliche Thatsache: Richmod sprach nie viel über Dinge, die sie nicht ändern konnte, und was von Groll sich etwa in der Seele des jungen Mannes ansammelte, darüber sprach der erst recht nicht.

„Wir gehen doch zur harden Faust?“ fragte Hans und Richmod nickte, dann fuhr er rasch fort: „Wollt Ihr mir einen letzten Liebesdienst erweisen, Muhme Richmod, für lange Zeit?“

Es zitterte doch feucht an ihrer Wimper, als sie ihn fragte: „Was willst Du von mir?“

„Der morgende Tag soll mich nicht mehr in Köln treffen,“ erwiderte er schnell, „aber einmal möchte ich die Sonne noch aufgehen sehen über Köln,

und das kann mir drüben Niemand wehren. Ich mag aber nicht allein sein in dieser letzten Nacht, an diesem letzten Morgen, ich werde ja nun immer allein sein; wollt Ihr bei mir bleiben, Muhme Richmod?"

„Wozu wäre ich sonst hier!" antwortete sie ruhig.

„Habt Ihr mich wieder mal errathen, ehe ich sprach?" fragte er und sie bejahte: „Bist Deines Vaters Sohn, dessen Gedanken kannte ich manchmal eher als er selbst."

„Muhme Richmod," rief der junge Mann plötzlich, „ich habe manchmal gedacht, es sei schade gewesen, daß Ihr nicht meines Vaters Weib werden konntet, gelt, dann wäret Ihr mein Mütterlein!"

Ein feines Roth flog über das Antlitz der alten Jungfer, im Mondlicht sah man's freilich nicht, dann sagte sie sehr ernst: „Dein armer Vater hat auch einst Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um mich zu freien, aber die Priester litten es nicht; sie sagten nein, ich kann's nicht nachsprechen, wie sie's nannten, wenn Geschwisterkinder heiratheten; hab' die Stelle nicht finden können in Gottes Wort, die's verbietet, aber gehorchen mußten wir, er und ich; kannst Dir's nehmen als ein Beispiel, daß man nicht

allzeit durchsetzt, was man will, und da ging ich auf den Beguinenhof. Dein Vater aber heirathete Deine Mutter, die meine liebste Gespielin war, und er hatte sie lieb, nur daß er mich nicht vergessen konnte. Weißt Du's nun, warum ich so erschrak, als Du mich fragtest, ob man zwei Frauen im Herzen tragen könne zu gleicher Zeit? Dein Vater hat's gewußt und Deine Mutter hat nie geklagt darüber, obwohl sie's auch wußte, sie war aber ein Engel auf Erden und hieß nicht nur so. Und ich hab's tausendmal von Gott erfleht, Dein Vater möchte mich vergessen, wenn ich ihn aber am Beguinenhofe vorbeigehen sah und er sah sein Weib zärtlich an, dann gab mir's doch einen Stich ins Herz. Dein Vater ist nicht glücklich gewesen, er fühlte sich schuldig seinem Weibe gegenüber, obgleich er ihr die Treue nie gebrochen, aber sie war zufrieden mit dem Stück von seinem Herzen, das er ihr gab, denn sie liebte ihn unendlich, viel besser als ich. Und sie liebte auch mich; wie sie zum Sterben kam, Du weißt es ja, da ließ sie mich holen und ließ mich schwören, daß ich Dir Mutter sein wollte!"

„Und mein Vater that's, er nahm Euch ins Haus, er, der Euch liebte?" fuhr Hans auf.

„Denk' nicht schlecht von Deinem Vater und mir," erwiderte sie rasch, „ich kam anders in sein Haus, als wir einst geschieden waren, ich hatte gefunden, was das Herz still macht, und er hatte sich's als Buße auferlegt, weil er sein Weib nicht genug geliebt, mich um sich zu wissen und doch nicht zu sehen, zu sprechen. Ja, mein Junge, ich habe Dich erzogen, aber Deinen Vater habe ich in zehn Jahren nicht gesehen noch gesprochen, obgleich wir unter einem Dache lebten. Nie bin ich mit Dir hinaufgegangen in seine Kammer, nie ist er in den Oehrn gekommen, nie habe ich mit Euch gespeist, ich blieb die Begutte und lebte nach meiner Regel, aber gesorgt habe ich für ihn und seinen Haushalt habe ich geführt und in der Todesstunde habe ich ihn wiedergesehen; meinen und Engels Namen hat er genannt, aber sein Auge hat mir gesagt, wen er doch am liebsten gehabt hat für Zeit und Ewigkeit."

Muhme Richmod schrak zusammen, sie hatte es ganz vergessen, daß sie laut sprach, zu Hans sprach, der mit feuchten Augen die einfache und doch so inhaltschwere Geschichte seiner Eltern anhörte.

„Ich weiß nicht mehr recht, wie meine Mutter ausgesehen," sagte er leise, „weiß und still; als ich

ein Kind war, ließ der Vater mich viel für sie beten und Ihr habt mir oft von ihr erzählt; wer wird mir künftig erzählen von Vater und Mutter?" Das Abschiedsleid kam über den trotzigen Gesellen — es geht eben keiner ungestraft aus der Heimat. Sie schritten durch das Stadtthor. Hans streichelte es mit der Hand; wann würde es sich wieder öffnen für ihn? Schweigend gingen sie am Rheine hin, wieder gedachte er des stürmischen Herbstabends, da er Blanca den Fluthen entrissen, nur ging er heute einen andern Weg. Ein Fährhäuschen stand hart am Rhein, sie klopften den Fährmann heraus und zeigten ihm einen Pergamentstreifen vor; was darauf stand, konnte der Mann nicht lesen, aber er kannte das Siegel des Raths der Stadt Köln und hieß die Beiden in die Fähre steigen.

„Hätt' Euch auch ohne Siegel gefahren, Jungfrau," murmelte er, „ist aber der Ordnung wegen."

„Mich fährst Du zum letzten Mal für lange Zeit, Alter," meinte Hans, in die Fähre springend.

„Weiß wohl, Junker," meinte der alte Mann, „sie haben etwas wider Euch, aber ich fahre Euch, so oft Ihr kommt, denn ich bin von der Stadt Köln

eingesetzt, und wider unsere gute Stadt könnt Ihr doch nichts im Schilde führen."

Der Junker drückte die schwielige Hand des Alten und geräuschlos glitt die Fähre über den Strom.

Drüben am andern Ufer stiegen sie aus; gespenstisch lagen die Trümmer des Schlosses vor ihnen, das die Grafen von Berg zu Deutz erbaut und die Kölner zerstört hatten; Köln litt keine Zwingburg zu Deutz, wie oft man's auch versucht hatte seit den Tagen Kaiser Constantins, dort Befestigungen anzulegen. Der Fährmann fuhr wieder zurück, Hans half Richmod ans Ufer: hier stand hart am Flusse ein kleines Wirthshaus, knarrend drehte sich das bemalte Blechschild, das an einer langen Stange über der Thür hing und im grünen Felde eine gepanzerte, bewehrte Faust zeigte; das war das Wappen der Hardefauste und das Wirthshaus gehörte ihnen seit undenklichen Zeiten. Alte treue Diener ihres Hauses pflegten sie damit zu belehnen, und als auf ihr Anpochen der betagte Wirth öffnete, ging, nachdem er sie erkannt, ein lauter Freudenschrei durch das kleine Haus.

„Hab's gewußt, daß Ihr heute noch kommen

würdet, Junker, und die Gestrenge auch, das Fräulein sagte es gleich und erwartet Euch schon lange."

„Welches Fräulein?" fragten Richmod und Hans zugleich.

Der Wirth stieß die Thür auf, die in den einzigen Raum führte, den das Erdgeschoß hatte; er war Küche, Gastzimmer, Wohnstube für den Wirth und Hühnerstall zugleich. Trotzdem war er sauberer gehalten, als man's hätte erwarten sollen. Auf der Bank, die sich längs der Wand hinzog, saß ein Mann in einem langen Gewande von hellblauer Leinwand, dessen Aermel bis an das Handgelenk gingen, einen grauen Mantel hatte er von der Schulter fallen lassen; im Gürtel des Gewandes sah man einen Dolch funkeln. Auf dem ergrauenden Haare lag eine flache Mütze von dunkler Farbe, schwere nägelbeschlagene Schuhe deuteten auf langes Wandern, eben so wie der derbe Knotenstock, der neben ihm lehnte. Zu seinen Füßen lag ein riesiger brauner Hund mit weißer Brust und weißen Pfoten, der seine braunen Augen abwechselnd auf seinen Herrn und einen hölzernen Kasten heftete, der vor diesem stand. Die Tragbänder an demselben deuteten auf das Gewerbe des Besitzers. Für einen herum=

ziehenden Krämer hatte der Mann ein eigenthümliches Gesicht. Es zeigte fein ausgearbeitete Züge, eine edle, hohe Stirn, unter der ein paar freundliche blaue Augen klug und sinnend hervorsahen. Richmods erster Blick beim Eintreten fiel auf den Mann und ein leichter Schrei entfuhr ihren Lippen, er aber hob die Hand sagte leise, nach der Schmalseite des vor der Bank stehenden Tisches deutend: „Weckt sie nicht, sie war müde und traurig, der Herr ist mit den Schlafenden."

Die mit leiser, wohlklingender Stimme, aber in einem fremdartigen Tone gesprochenen Worte hatten auch auf Hans Hardefausts Lippen den Schrei des Erstaunens erstickt, den er beinahe ausgestoßen hätte beim Anblick eines blauen rothgestickten Gewandes und einer Fluth goldenen Haares, das über den Tisch hinfiel, zwei weiße Arme und ein Mädchenantlitz fast ganz verbergend. Dieses Haar aber konnte nur ein Gesicht verstecken, und das hob sich jetzt doch, so leise sie auch alle auftraten, verweint und bleich von der Tischplatte, auf die es gesunken war, empor, und Alfradens schöne braune Augen sahen sich wie hülfeflehend in dem Raume um. Offenbar hatte sie über ihrem Schlummer vergessen,

wie und warum sie hiehergekommen war. Da nannte Hans leise und zärtlich ihren Namen, sich über sie beugend, und nun wußte sie Alles; sie wandte sich um und sein Haupt tiefer zu sich hinabziehend, flüsterte sie: „Ich mußte Dich noch einmal sehen."

Heute that ihm solche Liebe doch gar wohl, Richmod aber rief, nachdem sie dem Krämer wie einem alten Bekannten die Hand gereicht: „Kind, liebes Kind, wie kommst Du hieher?"

„Oh, Muhme Richmod," sagte sie lächelnd, „mir ist es seltsam ergangen; kommt da heute Morgen ein Krämer, da sitzt er ja noch, der liebe freundliche Mann," und sie nickte ihm freundlich zu, „der zeigte den Schwestern allerlei Waare, über die sie ganz außer sich geriethen vor Entzücken; sie kauften auch vielerlei, absonderlich Susanne, die sich gern putzt, wie Du weißt; mir stand der Sinn nicht danach, denn ich grübelte immer, wie ich Hans noch einmal sehen möchte, und mag wohl ein gar trübseliges Gesicht gemacht haben —"

„Da trat der Krämer zu Dir," unterbrach sie Richmod und sagte leise: „Kann mir's denken, daß die edle Jungfrau nichts von meinem Kram haben mag, aber ich handle nicht nur mit Seidenband und

Flittern, sondern ich bin eigentlich ein Perlenhändler, und meine Perlen, die möchte ich der Jungfrau anbieten, gebe ich sie ihr doch umsonst."

„Ja, so war's!" rief Alfradis erstaunt. „Woher wisset ihr denn das, Muhme Richmod?"

„Ei, kann der Mann mit seinen Perlen nicht auch zu mir gekommen sein," meinte diese; Hans Hardefaust aber warf ungeduldig dazwischen: „Ist das nicht leichtsinnig, Perlen herumzutragen ohne Geleit?"

Der Händler deutete schweigend auf seinen Hund und dann mit der Hand nach Oben; solch stiller Muth aber verfehlte seines Eindrucks auf den Junker nicht. Er sah den ernsten Mann mit mehr Achtung denn zuvor an, während Alfradis fortfuhr: „Wenn der Mann früher zu Euch gekommen ist, Muhme, dann wisst Ihr auch, was er mir gegeben hat, was Ihr aber nicht wissen könnt, ist, daß er mir erzählte, als ich mich lange mit ihm unterredete, während die Schwestern schon davongesprungen waren, er werde heute wie alle Abende, so lange er in Köln herumziehe, in der harden Faust nächtigen. Da bat ich ihn, er solle mich mitnehmen, denn Ihr hattet ja gesagt, dort werde Hans wohl noch einmal einsprechen; Euch glaubte ich ja nicht hier zu treffen."

„Und da bist Du mit dem fremden Manne gegangen," sagte Hans scharf, aber sie freute sich des Tadels, der in seinen Worten lag, denn daraus sprach doch Sorge um sie.

„O, sei mir nicht böse Hans," bat sie, „aber ich hatte gleich ein solches Vertrauen zu ihm."

Weder Hans noch Richmod waren sehr heiter gestimmt, aber sie lachten doch und selbst der ernste Perlenhändler lächelte; Alfradis hatte zu jedem Vertrauen, der ein freundliches Wort mit ihr sprach. „So ging ich denn mit ihm, ganz heimlich," schloß sie, „und habe hier so lange gewartet, bis ich ganz müde wurde."

„Und Deine Eltern?" fragte strafend Richmod.

Alfradis wurde dunkelroth. „Ich habe nur an Hans gedacht," murmelte sie erschreckt.

„Ich wundere mich, daß Ihr sie mitnahmt," wandte sich Richmod jetzt an den Perlenhändler.

„Sie war sicher in meiner Obhut," erwiderte er, „so weit Menschen das behaupten können, und mich rührte ihr Flehen; Jungfrau, wir waren alle jung, ich denke, auch Ihr gehört zu denen, die es nicht vergessen haben."

„Freilich, freilich," erwiderte Richmod, aber geht Ihr diesmal an meiner Thür vorüber?"

„Ich muß es," entgegnete der Mann, „der Erzbischof ist mir auf der Spur, ich hatte dem Mägdlein" — er deutete auf Alfradis — „schon eine Botschaft an Euch zugedacht, als ich Euren Namen von ihr hörte."

„Habt Ihr viel Perlen verschenkt, seit wir uns nicht gesehen?" fragt Richmod flüsternd und rückte ihm näher."

„Angeboten, verkauft und verschenkt," entgegnete er eben so leise, „die armen geplagten Menschen werden immer begieriger danach; sie sehen immer mehr ein, wie viel Spreu man ihnen ins Gesicht wirft."

„Und Sie müssen um die Perlen leiden?" fragte Richmod weiter.

Ein schwermüthiger Ausdruck legte sich über das freundliche Gesicht des Perlenhändlers. „Es giebt viel Märtyrer," antwortete er, „deren Namen kein Papst in den Kalender setzt."

Richmod öffnete die Almosentasche, die sie am Gürtel trug, und legte Geld in des Mannes Hand. Es war glänzendes Gold.

Er schob es zurück. „Ihr thut zu viel,“ meinte er.

„Es ist noch immer von meinem Ueberfluß,“ erwiderte sie, „noch kein Opfer.“

„Man merkt's wohl, daß Ihr die Perle habt,“ sprach er gerührt, und zog ein Täschlein aus seinem Mantel, in dem er das Gold verbarg. Als ihre Augen darauf fielen, verschönte wieder das ernste Lächeln seine wetterfesten Züge. „In diesem Täschlein war Eure erste Gabe; seitdem bewahre ich alle Spenden der Brüder und Schwestern darin auf; sie dürfen nicht zusammengeworfen werden mit dem, was mir mein Handel einbringt.“

„Und wovon auch noch ein gut Theil ins Täschlein fließt, ich kenne Euch, Simon.“

Er wehrte mit Hand und Mund ab, sie aber fragte weiter: „Wohin geht Eure Fahrt jetzt?“

„Nach Welschland, wir haben in den Thälern viel Brüder und Schwestern.“

„Nach Welschland,“ murmelte sie, „vielleicht ist's ein Fingerzeig von Gott! Seht dort meines Vetters Sohn, ich wollte wohl, Ihr ginget mit ihm und lehrtet ihn, was wir wissen. Die Perle könnt Ihr ihm nicht anbieten, er kann nicht lesen, aber er braucht ja gottlob auch das nicht dazu.“

„Wird er mit mir gehen wollen?“ fragte Simon und blickte zweifelnd in das trotzige Angesicht des jungen Mannes.

„Dafür weiß ich ein Mittel,“ meinte die kluge alte Jungfer, nach ihrer Weise still in sich hineinlächelnd.

Hans und Alfradis hatten sich unterdeß von den beiden zurückgezogen, sie saßen auf dem niedrigen Sims des einzigen aus Horn bestehenden Fensters, das der Raum aufwies, den eine von der Decke herabhängende Lampe erhellte, und plauderten leise miteinander. Noch einmal genoß Hans in vollen Zügen, was die Gegenwart ihm bot, sie wollten Beide bei ihm bleiben, Richmod und Alfradis, dann wollte Richmod das Mädchen am andern Morgen zu den Eltern zurückbringen, die sie wahrscheinlich, wenn sie dessen Verschwinden bemerkten, doch bei ihr vermutheten.

„Und nun will ich Dir auch sagen, warum ich eigentlich herkam,“ begann endlich Alfradis, nachdem beide eine Weile geschwiegen, und es klang wie unterdrücktes Weinen durch ihre Stimme, „Du bist lieb und gut zu mir gewesen, das danke ich Dir bis an meine Todesstunde; sieh, ich bin die letzte

Zeit her oft bös und wild gewesen; Du brauchst nicht darüber zu lachen, es ist doch wahr, aber wie ich so traurig war, daß ich Deine Liebe nicht hatte, da merkte ich's, wie Du leiden müßtest, und wie ich mich sehnte nach einem letzten Andenken von Dir, so meinte ich, müßtest Du Dich sehnen nach einem Andenken von ihr. Da hab ich mir ihren Schleier erbettelt, ich sagte ihr nicht, für wen, und eine Locke hab ich ihr heimlich abgeschnitten, das aber wollte ich Dir bringen."

Ins Fenster fiel das Mondlicht, er sah ihr weißes Angesicht, wie sie es zu ihm emporhob und wie ihre Hand ihm die Andenken reichte an — die andere; da sprang er vom Fenstersims herab, er nahm die Locke und den Schleier, mit einem Stoß seiner Faust flog das Fenster hinaus und die Andenken ihm nach in die Fluthen des Rheins. „Aus dem Strome dort hab ich mir diese falsche Liebe geholt, sagte er, sie vom Sims herabhebend und in seine Arme fassend, „in den Strom werf ich sie wieder, mein Herz aber gehört Dir allein in Ewigkeit."

Und sie glaubte es ihm, glaubte er es doch selbst, und war glücklich.

In dem Augenblick erhob sich Richmod und

sagte ernst: „Mein lieber Hans, wir haben noch mancherlei zu bereden, ehe die Nacht vorbei ist; tritt an den Tisch, ich habe Dir Geld mitgebracht, daß Du Dir ein Roß und ein Schwert kaufen und noch eine Weile Wegzehrung haben mögest.“

Hans warf einen Blick auf Simon, er begriff die vorsichtige Muhme nicht, die das alles vor einem Fremden verhandelte, sie verstand seinen Blick und entgegnete ruhig: „Dem Manne da wollt' ich alle meine Habe anvertrauen, der ist sicher wie keiner, und ich wollte, Du nähmest ihn zum Reisebegleiter.“

„Warum?“ fragte Hans erstaunt.

„Weil er nach Welschland geht und ich gern einen wüßte, der ihn vor den Priestern schützt.“

„Sind ihm die Priester feind?“ rief der Junker.

„Feinder als Dir,“ lautete die Antwort, „er kann zu gut lesen.“

„Dann seid Ihr mein Mann und ich gehe mit Euch,“ entschied der Junker.

Der Mond war längst untergegangen, ein weißlicher Streifen drang durch das zerschmetterte Fenster, langsam traten die drei vors Haus, der Perlenhändler folgte ihnen. „Ich habe Euer Gold,“

flüsterte er Richmod zu, „aber ich will noch mehr, Ihr wißt es!“

„Mein Gebet,“ entgegnete sie rasch, „es geht mit Euch!“

Draußen war's kühl, sie fröstelten alle, die beiden Frauen schmiegten sich an Hans, aber nur Alfradis weinte, Richmod hielt sich stark und fest. Da flog's wie ein zitternder Schein über die Fluthen des Stromes, wärmer und heller ward es, glänzender und klarer der Himmel, rosige Wölkchen durchschifften ihn, glühender wurden die Farben, da tauchte die Sonne auf und in goldigem Glanze lag drüben die heilige Stadt Köln.

Im Halbkreis zog sich die Ringmauer mit ihren breiten, tiefen Gräben, mit ihren wundervollen Thorthürmen um die Stadt, im Morgenlichte glänzten die Kreuze auf Groß St. Martin, auf Zint Märjen, St. Severin, St. Cäcilien, Pantaleon, Gereon, Ursula und wie sie alle hießen, die zahllosen Kirchen, da winkten die stattlichen Giebel der Patricierhäuser, sein Vaterhaus konnte Hans von hier nicht erblicken, aber er wußte die Stelle, wo es lag, und es war ihm, als müßte er hinüberfliegen, als könne ihm Niemand auf Erden den Platz in der Stadt

streitig machen, in deren Rath seine Väter gesessen seit Jahrhunderten. Heiß wallte ihm das Blut zum Herzen, als er den Palast des Erzbischof sah, aber weiter flog sein Auge, dort in der Ferne hoben sich die Ufer, Berg und Wald bedeuteten die blauen Linien, die er undeutlich erkannte, mit geheimnißvollem Reiz winkte die Ferne. Und wieder wandte sich sein Auge dem grünen Rhein zu; dort von Marspforten hatte einst Kaiser Constantin eine Brücke über den Strom geschlagen, er meinte ihre Pfeilertrümmer auch jetzt im Wasser zu sehen, wie sie ihm der Vater im Hochsommer so oft gezeigt. Schaaren von Vögeln durchschnitten die Luft, wie Silber glänzten ihre Flügel im neuen Sonnenlicht, es war ein Glühen und Leuchten, ein Jauchzen und Jubiliren in der ganzen Natur, daß dem Gebannten der Abschied nur um so schwerer wurde. Was ihm in seinen Knabenjahren kaum geschehen, heute geschah's ihm, die Augen wurden ihm feucht und eine Thräne rollte seine Wange herab. Da war's auch mit Richmods Stärke zu Ende, sie schluchzte laut, und nun fühlte er sich verpflichtet, all der Weichheit ein Ende zu machen. Auf ein Knie ließ er sich nieder und die Hand erhebend sprach er: „Leb wohl, mein

Köln, wenn sie mich auch bannen aus Deinen Mauern, Dein Sohn bleib ich doch; ich hätte ihren Spruch nimmer angenommen, wenn mich nicht gar so sehr nach Freiheit verlangt hätte, aber ich komme wieder, will's Gott, einst in Ehren, wie ich heute in Unehren gehe; wo ich aber Dein gedenke, und ich werde überall Dein gedenken, da will ich's laut hineinrufen in die Welt: ‚Alaaf Köln'!" Er sprang auf, sein Ruf schien über dem Wasser nachzuzittern, dann wandte er sich zu Alfradis, riß ihr das blau und weiße Band aus dem Haar und sprach bewegt: „Alaaf Köln will ich rufen und Deine Farben tragen Alfradis und in Deinen Farben sollen sie mich einst begraben."

Schon kam der Fährmann, den Richmod auf diese Stunde bestellt, langsam mit seiner Fähre daher, die Abschiedsstunde war da, Hans hob erst die weinende Alfradis, dann Richmod in die Fähre, er sah ihnen nach, bis sie drüben ans Land stiegen und noch einmal mit ihren Tüchern ihm zuwinkten. Ernst betrachtete Simon die beiden Gruppen und sein riesiger Hund lag neben ihm, auch er schaute mit seinen treuen braunen Augen bald auf den Einen, bald auf den Andern, als verstehe er ganz genau, was in jedem Einzelnen vorgehe.

Als die Frauen den Blicken der Männer entschwunden waren, warf Hans das Haar aus der Stirn und rief mit hallender Stimme: „Das ist vorbei, nun kommt, Mann, jetzt geht's gen Italien zu Kaiser Konrad!"

„Wohin Gott will," entgegnete ernst der Perlenhändler und folgte still dem wilden Junker.

Siebentes Kapitel.

Mädchen und Sterne.

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!
Brentano.

Mehr als eine Stelle giebt es zu Köln, da zwei oder drei Zeitalter sich die Hand reichen und die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten vor dem Geist des Beschauers auftaucht; über eine solche Stelle schritt Richmod Hardefaust an einem wundervollen Sommertage, fast ein Jahr nachdem Hans halb freiwillig und ganz gezwungen die Vaterstadt verlassen hatte. Ein Jahr vermag das Aussehen eines jungen Mädchens zu ändern, der alten Jungfer hat's nicht viel mehr an, höchstens ist eine Furche auf der Stirn tiefer geworden; Freud und Leid drücken ihre Spuren viel schärfer in junge als in alte Gesichter. Richmod denkt nicht an die Geschichte

ihrer Vaterstadt in diesem Augenblick, sie hebt die Augen kaum empor zu dem alten runden Thurm, der einst die Ecke der von den Römern gegründeten Stadt gebildet haben soll, von deren Mauern noch heute gar stattliche Ueberreste vorhanden sind. Das ist die alte Römerzeit, die hier grüßt, und nur wenige Schritte davon blickt dich das deutsche Mittelalter an; freilich ist der gewaltige Rundbau, der den Grundstock der merkwürdigen Kirche bildet, die dem heiligen Gereon geweiht ist, auch noch römisch; soll ihn doch der Sage nach die fromme Kaiserin Helena haben aufführen lassen, aber Erzbischof Anno hat einen langgestreckten römischen Chor, zwei mächtige viereckige Thürme und die Krypta mit dem herrlichen Mosaikfußboden hinzugebaut, und dann ist gar aus dem römischen Rundbau ein zehneckiges Schiff mit einer Vorhalle geworden. Daran hat Meister Heribert als junger Gesell gearbeitet, die neue Bauweise begann damals erst aufzutauchen und hat seitdem wunderbare Fortschritte gemacht. Hart an der Kirche aber, wie von ihr beschützt, stand ein finsteres Gebäude, grau und plump anzusehen, als gehöre es gar nicht in diesen heitern Sommertag. Richmod schien das auch zu finden,

denn sie schüttelte fast unmuthig den Kopf, als sie an der Glocke zog, die neben der niederen Pforte sich befand. Ein schriller Ton wurde hörbar und aus einem Schiebfenster steckte sich ein Weiberkopf im Nonnenschleier heraus. Ein strenges aber kein hartes Gesicht war's, in das Richmod blickte, nnd eine gebieterische, aber nicht unfreundliche Stimme sagte: „Was ist Euer Begehr?"

„Schwester Helene zu sehen und zu sprechen, ich bin Richmod Hardefaust."

Der Kopf zog sich zurück, gleich darauf wurde die Thür geöffnet.

„Gott segne Euren Eingang, Jungfrau," sprach die Nonne ernst. „Es gehen nicht viel über diese Schwelle, die ich also anreden darf."

„Gott danke Euch," entgegnetete Richmod einfach.

Schwester Notburga, wies die Pförtnerin, eine jüngere Nonne an, die mit einer Näherin im Pförtnerstübchen saß, „führe die Jungfrau ins Sprechzimmer und rufe Schwester Helene ans Sprachgitter."

Schwester Notburga erhob sich und ging mit fast geräuschlosen Tritten vor Richmod her; sie ließ

sie endlich am Ende eines langen Ganges allein in einem niedrigen, gewölbten Zimmer, dessen ganze Ausstattung in etlichen hölzernen Schemeln bestand, die vor einem in Fensterhöhe angebrachten Gitter standen, hinter dem sich ein dunkler Vorhang befand. Richmod setzte sich auf einen der Schemel und wartete, bis der Vorhang zurückgeschlagen wurde. Man sah in ein kleines, ganz kahles Zimmer, durch dessen gegenüberliegende Thür eine Nonne eintrat, die bis zum Sprachgitter vorschritt.

Sie war so klein, daß kaum ihr Kopf sichtbar wurde, unheimlich funkelten die Augen in dem wachsbleichen Gesicht, und mit klangloser Stimme fragte sie: „Wer begehrt mich zu sprechen?"

„Richmod Hardefaust; ich bringe Dir Nachricht von Deinem Kinde, Deinen Brüdern, Deinem Vater!"

„Wann will mein Kind am Altar seiner Eltern Gelübde erfüllen?" fragte die Nonne ohne jede Spur von Erregung bei Richmods Worten.

„Blitza," rief diese, den Klosternamen der Nonne vergessend, „ich kann Plectrudis nicht vorm Kloster retten, ich will es auch nicht, aber das schwöre ich Dir zu, keinen Tag eher fällt ihr Haar unter der

Scheere, als bis sie achtzehn Jahre alt ist, und das hat noch ein Jahr Zeit.“

Schwester Helene seufzte: „Sie wird mit den Freuden der Welt vertraut werden.“

„Lange nicht so wie Du,“ fuhr Richmod auf, „es gab eine Zeit, da wir beide jung waren und da Du nicht daran dachtest, eine Heilige zu werden, und wahrlich, damals hatte ich Dich lieber!“

„Ich weiß nichts mehr von jener Zeit!“ klang's tonlos hinter dem Sprachgitter.

„Aber ich desto mehr,“ sprach die andere, „und es ist keine Sünde, daran zu denken; muß Dir doch auch zuweilen der Gedanke kommen, wie stolz Du warst, als der schmucke Steinmetz um Dich warb; er war meiner Amme ältestes Kind, und wir waren ihm alle gewogen; hab ich Dir nicht zur Hochzeit eine weiße Tunika gestickt? Sie ließ Dir gut zu dem schwarzen Haar, und Dein Schatz nannte Dich Schneewittchen.“

Die Lippe der Nonne zuckte leise. „Was weckst Du die Todten auf?“ fragte sie dann hart. „Ich weiß nichts mehr von irdischer Liebe!“

„Und Dein Kind, Dein liebes, kleines Kind,

dessen Pathe ich war, das ein blühend Mägdlein wird, sehnst Du Dich denn nicht nach ihm?"

„Mein Kind gehört dem Himmel," erwiderte Schwester Helene, „und ich habe zahllose Töchter an seiner Stelle, den Elendesten unter allen Weibern, den Verachteten und Gefallenen bin ich Mutter geworden, wie Jesus die neunundneunzig Schafe in der Wüste ließ und ging dem verirrten nach. Ich bin glückselig in meiner Arbeit!"

Richmod rang die feinen Hände. „Blitza," nahm sie wieder das Wort, „entweder bist Du eine große Heilige, und dann bin ich ein trotziges, hartherziges Geschöpf, dem die Gnade niemals leuchten wird, oder ich habe recht, und dann bist Du eine Närrin, denn ich meine, eine Mutter darf ihr Kind, ihr jungfräulich Kind nicht verlassen, um im Büßerinnenkloster den reuigen Magdalenen zu dienen."

„Recht oder nicht, ich hab's gethan," rief Schwester Helene jetzt lebhafter, „und Du kannst nichts mehr daran ändern! Leicht bin ich nicht von meinem Kinde gegangen, aber darum wird mir's Gott doppelt lohnen und mich einst desto eher mit meinem Manne vereinen."

Eine einsame Thräne floß über die schmale

Wange der unglücklichen Frau, Richmods Herz aber schlug lauter; diese letzten Worte, diese einzige Thräne sagte ihr auf einmal mehr, ließen sie tiefer in die Seele der Gespielin blicken als alles, was sie sie seit Jahren von ihr gesehen und gehört.

Sie will nichts mehr von der irdischen Liebe wissen, dachte sie, und ihre ganze Seele ist davon erfüllt; um der Liebe zu dem thörichten Manne willen, der sie verließ, ist sie eine Heilige geworden, seinetwegen will sie sich den Himmel erzwingen, und sie denkt, es ist nur die Liebe zu Gott. Arme Blitza, ich denke darum nicht schlechter von Dir, aber meinen alten Freund Simon möchte ich Dir schicken, und laut sagte sie: „Willst Du den lieben Gott bestechen durch Deine guten Werke?"

„Sollen sie ohne Lohn bleiben?" fragte Schwester Helene zurück.

„Du kannst die Seligkeit nicht verdienen," rief Richmod, „unsere guten Werke sind nichts!"

„Du bist eine Ketzerin," erwiderte die Nonne ruhig, „hüte Dich vor den Predigerbrüdern."

„Ich fürchte Niemand," entgegnete sie kalt, „und ich beklage Dich!"

Wieder saßen beide stumm; sie waren innerlich so weit geschieden, daß sie nicht mehr zu einander kommen konnten. Endlich erhob sich Richmod.

„Was soll ich Deinem Kinde sagen?“ fragte sie. „Soll ich Plectruden Deinen Segen bringen?“

„An dem Tage, da sie den Schleier nimmt,“ lautete die Antwort der Nonne.

Richmod wickelte sich in ihren Schleier als friere sie, und es war doch draußen glühend heiß. Nicht einmal die Hand reichte ihr Schwester Helene, nur das Zeichen des Kreuzes machte sie und schloß den Vorhang des Sprachgitters.

Große, helle Thränen tropften über Richmods Angesicht, als sie dem Ausgang zuschritt, dennoch vergaß sie nicht, eine reiche Gabe in die Hand der Pförtnerin zu legen, die ihr dafür fast den Rocksaum geküßt hätte.

Als sie aus dem Kloster trat, versiegten ihre Thränen; es war so sonnig und heiter draußen, dennoch schüttelte sie unmuthig den Kopf. Mein Herz ist still geworden, dachte sie, das ist schon recht, aber mein alter Kopf, der bleibt ein rechter Kindskopf immerdar; wann werd' ich verlernen aufzubrausen und zu schelten, wie — wie, nun ja, just wie Hans

Hardefaust, wie alle Hardefauste; ich glaub' nimmer, und wenn der Himmel verdient werden müßte, ich käm' nie hinein.

Es war eine seltsame Mischung von Demuth und Stolz in der alten Jungfer.

Sie hatte einen ziemlich weiten Weg bis zum Filzengraben, und daher Zeit genug zum Nachdenken, auf dem Domplatz aber wurde sie gewaltsam ihren Gedanken entrissen, denn dort ging es so laut her, daß sie wohl aufmerksam werden mußte.

„Sind sie schon wieder aneinander?" murmelte sie vor sich hin.

Junge Gesellen waren es aus den Geschlechtern und aus den Zünften, die dort miteinander gar ernstlich rangen; Wolfs lange Gestalt ragte deutlich aus dem Haufen hervor. Vorsichtig begab sich Richmod aus dem Gedränge, aber plötzlich hörte sie einen raschen Tritt hinter sich. Sie wandte das Haupt nicht um, doch nun war der ihr Folgende ihr dicht an der Seite und Wolfs des Steinmetzen tiefe Stimme sprach: „Soll ich das Fräulein nicht heimgeleiten, die Alten und die Zünfte sind hart aneinander, Ihr möchtet Schaden leiden."

„Ich danke," sprach Richmod kurz und hart, „ich will keines Mannes Schutz, der gegen seine gute Stadt kämpft."

„Wo kämpfe ich gegen Köln?" rief Wolf und behauptete hartnäckig seinen Platz an Richmods Seite.

„Wer ist der Stadt Köln bitterster Feind?" fragte Richmod. „Gebt mir Antwort, junger Gesell, Ihr könnt es nicht; ich will's Euch sagen: der Erzbischof, der ihre Gerechtsame kränkt, der zu Neuß von kölnischen Waaren Zoll erheben läßt und Münzen schlägt, ob er gleich keinen Römerzug vorhat und seine Belehnung, wie mich dünkt, schon viele Jahre her ist. Der Stadt Feind ist Konrad Hochstaden, und wer für seiner Stadt Feind kämpft, der ist auch ihr Feind."

„Ich kämpfe nicht für den Erzbischof," trotzte Wolf, „der ist gar nicht in Köln, der ist nach Andernach gefahren; gegen die Alten ging's, sollen sie allein in Köln herrschen? Mag der Erzbischof der Stadt Feind sein, er ist der Zünfte Freund —"

„Und hetzt Zünfte und Alte zusammen, um sich zum Herrn zu machen —"

„Er wird sich gewaltig täuschen," hohnlachte Wolf, „nicht er, wir werden die Herren sein!"

„Also da will's hinaus," erwiderte Richmod; „gut, das ich's höre, gehabt Euch wohl, Gesell, und hütet Euch, daß Ihr meine Pfade nicht zu oft kreuzt!"

„Vertragt Euch lieber mit mir, Jungfrau," spottete Wolf, „Euer Haus birgt ein Kleinod, und in so wilden Zeiten, wie sie jetzt kommen wollen, ist nichts sicher vor Raub und Gewalt."

Als wollte sie sich hüten vor der Berührung mit etwas Unreinem, oder als zische eine Natter an ihrem Wege auf, so nahm Richmod ihre Kleider zusammen, uud als sie an ihm vorüber auf die andere Seite der Straße schritt, da warf sie ihm einen Blick zu, einen Blick, mit dem sie ihn zu ihrem Todfeind machte für immer. Zähneknirschend sah er ihr nach, sie achtete seiner nicht.

Wenn ich wüßte, wo Hans jetzt wäre, er müßte mir zurück, Köln braucht ihn, trotz Blanca, die Verbannung muß aufgehoben werden, damit ihn Keiner zurückweisen kann, wenn er kommt!

Nun stand sie vor dem alten Hause der Hardefauste, auf einen leisen Druck ihrer Hand öffnete sich die schwere Thür; nur was Hardefaust hieß, kannte das Geheimniß des Mechanismus, nie wurde es einem Fremden, nie einem Diener offenbart.

Langsam schritt sie durch das Haus, in dem sie mit Ausnahme der wenigen Jahre im Beguinenhofe ihre ganze Lebenszeit zugebracht hatte, denn ihre Eltern und die ihres geliebten Vetters hatten das Haus gemeinsam bewohnt. Ueber den engen winkeligen Hof schritt sie vorbei an dem steinernen Ziehbrunnen und den Ställen, die jetzt leer standen, weil das Vieh draußen auf der Weide war, nur Hühner und Tauben umflatterten sie und ein großer graugelber Kater rieb seinen Rücken an ihrem Kleide, auch ein paar Hunde kamen laut bellend angesprungen. Richmod warf im Vorbeigehen einen Blick in die leeren Ställe, ob sie auch sauber seien, dann trat sie in das Ziergärtchen, aus dem helles Lachen ihr entgegenschallte.

Wie grün und schattig war es unter den drei großen dicht belaubten Nußbäumen, wie dufteten die letzten Rosen um die Wette mit den ersten Lilien, am lustigsten und freundlichsten aber waren doch die vier jungen Mädchen anzuschauen, die sich neckend um die Bäume herumjagten. Alle vier waren sie in weiße Leinwandgewänder gekleidet, aber die Säume der Unterkleider sowohl wie der Tunica waren bei einer immer zierlicher gestickt als bei der

andern. Blanca und Plectrudis hatten ihr dunkles Haar in Zöpfe geflochten und mit rothen Bandschleifen geschmückt; Alfradis trug es offen, wie immer, und blaue Bänder darin, die vierte Jungfrau aber hatte ein hochrothes Käppchen mit silberner Einfassung auf ihr dunkelblondes lockiges Haar gesetzt, das auf diese Weise halb verborgen, halb noch mehr hervorgehoben wurde. War das überhaupt ein Bild von Anmuth und Frische, des Jungfräulein! Daß Susanna von der Trappen Alfradens ältere Schwester war, sah man an den braunen Augen, die in Schnitt und Farbe ganz denen Alfradens glichen, aber während die jener weich und träumerisch drein schauten, funkelten und lachten die Susannens; sie war kaum größer als die Schwester, aber noch schlanker und immer in Bewegung. Das Mädchen schien nicht zu gehen, sondern nur zu tanzen, wie die verkörperte Anmuth flog sie dahin auf ihren winzigen Füßen, und ihre Hände glichen zwei weißen Schmetterlingen, als sie jetzt mit denselben nach Blanca's Gewand griff, um sie zu haschen. Alfradis war schöner als Susanna, der ja das goldene Haar der Schwester fehlte, aber Susanna war noch anmuthiger, noch herzgewinnender in ihrer Frische und

Fröhlichkeit; sah aber Susanna ernsthaft aus, dann erinnerten ihre Augen an den tiefen, treuen Blick eines Rehes, und man wäre in Verlegenheit gewesen, welcher Schwester man den Preis zuerkennen sollte. Die jungen Söhne der Alten von Köln waren gar sehr getheilter Meinung darüber, und männiglich war begierig zu erfahren, wem die beiden schönen Geschlechtertöchter als Hausfrau folgen würden. Susanna wollte hoch hinaus, es war ihr eigentlich keiner gut genug, und sie sprach das auch ganz offen aus, ohne sich im geringsten daran zu kehren, daß man sie eitel und hochmüthig nannte.

Mit zufriedenem Blick schaute Richmod den vier Mädchen zu, da entdeckte Susanna sie zuerst und flog mit einem Jubelschrei auf sie zu; dann hing Plectrudis, auf den Stamm eines ausgerodeten Baumes springend, der als Sessel diente, sich von hinten an ihren Hals, Alfradis drückte ihre weiche Wange auf ihre Hand, und zuletzt lehnte auch Blanca den schönen Kopf an ihre Schulter. Und Richmod hatte ein freundliches Wort, eine Liebkosung für jede!

„Vertragt Ihr Euch endlich?“ fragte sie lächelnd.

„Immer zu zwei und zwei, Pathe,“ lachte

Susanna; Pathe oder Muhme wurde Richmod von allen genannt, die sie kannten, auch von denen, die zu keiner Benennung berechtigt waren. „Blanca und Alfradis sind Freundinnen geworden, weil sie mit ihren trübseligen Gesichtern bei Plectrudis und mir nicht ankommen, da muß ich mich denn an die Jungfer Weisheit halten; sie wird ihre Weisheit aber schon noch verlernen, wenn sie lange zu mir in die Schule geht!

„O, Susanna," rief Plectrudis ganz stolz, als ertheile sie sich das höchste Lob, „ich bin doch schon lange nicht mehr so klug und so fromm wie sonst; der Großvater sagt's auch immer und freut sich darüber!"

„Wirst Du mal eine schöne Klosternonne abgeben!" spottete Susanna.

Plectrudis sah sie eine Weile erschreckt an mit ihren braunen Augen, die viel ruhiger blickten als sonst, dann sagte sie, in leises Weinen ausbrechend: „Muß ich denn wirklich ins Kloster, Muhme Richmod?"

Ein scharfer Schmerz ging durch Richmods Seele; das war der Angstruf der Kreatur nach Freiheit, und sie konnte die Bande nicht lösen, die andere

Hände um diese arme Seele geschlungen. Liebkosend hielt sie das weinende Mädchen in ihren Armen; in Susanna's hübsche Augen traten Thränen des Mitleids; sie dachte sich's gar schwer, ins Kloster zu gehen. Plectrudis ließ sich übrigens schnell damit trösten, daß sie noch ein Jahr Zeit habe bis zum Eintritt in den Jungfernzwinger, wie Susanna sehr unehrerbietig sagte, und bald jagten die beiden wieder um die Nußbäume herum. Richmod hatte ihren Spinnrocken herausgeholt und Blanca ein Gleiches gethan; sie war zwar noch nicht sehr weit gediehen in dieser edlen Kunst, die sie erst von Richmod erlernt hatte, aber der Faden fing doch schon an glatt zu werden. Alfradis ging allein, sie hatte eine Gießkanne in der Hand und netzte die dürstenden Blumen.

„Wenn sie ihre Thränen sammelte, reichte es hin, den ganzen Garten täglich dreimal zu begießen," nahm Blanca das Wort, als sie sah, wie Richmods Augen dem blonden Mädchen folgten. „Und so viel Thränen um einen Mann!"

„Du weinst zwar keine Thräne," entgegnete Richmod, sich ruhig umwendend, „aber Du grollst und trotzest, Du versuchst einen Liebeszauber nach

dem andern, leugne nicht, ich weiß es und laß Dich gewähren, weil Du ihm und Dir nicht schaden würdest, sie aber" — sie deutete nach Alfradis — „wird Gott schützen, und wenn Du sagst: so viel Thränen um einen Mann, so könnte ich Dir sagen: so viel Thorheiten um einen Mann, wenn ich nicht wüßte, daß noch erbärmlicher und unglücklicher die Weiber sind, die nie eine Thräne vergossen oder nie eine Thorheit begingen um einen Mann!"

„Wie kann man weinen um Hans Hardefaust?" rief Blanca rücksichtslos.

Jenes feine Roth, das sie so seltsam jugendlich erscheinen ließ, stieg in die Wangen der alten Jungfer, dann sagte sie herbe: „Wie kann man Thorheiten begehen um Leu Steinmetz!"

„Verzeiht," bat Blanca, und ihre dunklen Augen blickten so flehend, so verlassen, daß Richmod vergab, „ich zürne auch nur mit Alfradis, weil sie weint um Nichts; es ist ja nicht Hans Hardefaust, um den sie trauert, sondern ihr Liebhaber, gebt Acht, sie läßt sich von dem ersten Besten trösten, sie bleibt ihm nicht treu; die können nicht leben ohne Liebe, diese blonden weißen Frauen, ihr Kopf, den sie nicht aufrecht tragen können, sondern zur Seite neigen,

der muß an einer Männerbrust ruhen, an einen Männerarm müssen sie sich klammern, und ist's Der nicht, so ist's ein Anderer!"

„Mädchen, woher kommen Dir solche Weisheiten?" rief Richmod.

„In meinem Vaterlande reifen wir früher als hier!"

„Und was thun Eure Mädchen, wenn sie einen Mann lieben?"

Jungfrau Richmod hieß das heißblütige Mädchen nicht schweigen, sondern grade reden; der Zorn, die Leidenschaften, die sich in Worten austoben, legen sich eher, als die schweigend weiter nagen müssen.

„Was sie thun?" rief Blanca. „Sie setzen Himmel und Hölle in Bewegung, ihn zu erringen, und stoßen die Feindin aus dem Wege, die sich zwischen sie und ihn drängt."

Unheimlich fast flammten die Augen nach Alfradis hinüber. Richmod legte ihr die Hand auf den Arm. „Wir leiden und schweigen; ja, wir können die lieben und hochhalten, die er sein Weib nennt, und das Weib verachtet nicht die, die ihres Mannes Herzen einst nahe stand."

„Alle?“ fragte Blanca mit herbem Spott und Richmod seufzte. Dann sagte sie rasch: „Du wirst dem Kinde nichts anthun?“

„Ein großer Meister hat gesagt, wir müßten die Feinde lieben, ich will es lernen,“ sagte sie sanft.

„Du bist ein seltsam Kind,“ antwortete Richmod, „warum nimmst Du die Lehre unseres Glaubens an, wenn sie von Leu oder von mir kommt, und hörst nicht auf den Vater Albertus?“

„Ihr lehrt anders als die Priester!“

„Still, still, daß Dich Niemand hört, Albertus ist ein kluger, frommer Mann.“

„Er weckte mich auf zum Leben,“ murmelte sie, „ich hasse alle, die das thaten; hab ich nicht Grund dazu? Was gab mir das neue Leben? Eine unselige Minne, die mir keine Ruhe läßt.“

„Bete, Kind, Du wirst Ruhe finden!“

„Beten? Kann mir das Gebet das Herz stille machen, Muhme Richmod, dies heiße, wilde Blut ist mein Erbtheil, und weil ich es fürchtete, darum sollte es kühl werden für immer in den Fluthen des Rheines. Warum riß mich Hans Hardefaust aus dem nassen Grabe und warum erweckte mich Albertus Magnus?“

„Weil es Gottes Wille war," entgegnete Richmod, „Du wirst es einst erkennen; ich will Dir heute Abend vorlesen aus meinem Bibelbuch, Du hörst es ja so gern, es wird Dir gut thun."

„Die Perle, nennt es Alfradis," flüsterte Blanca, „ja, ja, sie hat Recht, Perlen haben geheime Kräfte und in dem Buche sind auch Heilkräfte."

Das Gespräch der beiden ward unterbrochen, denn der Pater Albertus betrat den Garten. Richmod sah eine Wolke auf seiner edlen Stirn und ging ihm ehrerbietiger noch als sonst entgegen. Blanca hielt sich an ihrer Seite.

„Nicht zu Dir komme ich heute, mein Kind," wandte er sich an diese, „um von Dir zu hören, was die weisen Männer Deines Volkes, die Araber in Spanien, lehren von allerlei Wissenschaften, ich bin zu Deiner Schützerin und Gastfreundin gesandt."

Bescheiden zog sich Blanca zurück, sie trug längst nicht mehr den verhüllenden Schleier ihrer Heimat, des fernen Landes Spanien, von dem sie in letzter Zeit viel mehr gesprochen als anfänglich.

Richmod führte den Mönch zu einer Bank und blieb vor ihm stehen.

„Ihr wisset," begann der Gelehrte, „wie weit

der Zwist zwischen dem Erzbischof und den Alten gediehen, schon ist Blut geflossen in den Straßen von Köln, solcher Streit kann weder uns, der Clerisei, noch der Stadt dienlich sein; der Erzbischof will unterhandeln durch mich, Ihr seid versippt mit allen großen Geschlechtern, Ihr seid erfahren in den Händeln der Stadt, werde ich die Alten versöhnlich finden?"

„Der Herr Erzbischof ist ein gar feiner Kopf," entgegnete die Patricierin, „er hat den einzigen Mann gesandt, den Clerisei und Geschlechter gleich hoch halten, den Pater Albertus; man wird Euch manches zu Liebe thun, aber das sage ich Euch, von den Rechten der Stadt werden die Alten keins vergeben und an die Zünfte werden sie auch keins abtreten. Dagegen werden die Alten eine Bedingung stellen —"

Albertus lächelte leise. „Die ihnen Jungfrau Richmod Hardefaust zuflüstern wird: die Aufhebung des Bannes über ihren jungen Verwandten."

„Ihr lest in den Herzen," erwiderte Richmod, „aber ich halte Euch darum für keinen Zauberer. Ich weiß auch, daß, so wie mir die Stadt Köln am

Herzen liegt, so Euch die Clerisei, und daß Ihr deren Größe nicht sucht in äußerer Macht."

„Lest Ihr auch in den Herzen?" fragte Albertus.

„Kann schon sein," meinte sie, „und wir wollen beten, daß Gott Priester und Junker versöhnen wolle zum Besten beider."

„So arbeiten wir zusammen als gute Freunde?" fragte der Gelehrte.

„Meister Albertus," rief Richmod erschrocken, „so hoher Ehre dürft Ihr mich nicht würdigen!"

„Ist's Euch eine Ehre, daß der Mönch Euch Freundschaft erweisen will?" sprach Albertus; er beugte sich vor und suchte den Gesichtsausdruck der vor ihm Stehenden zu erspähen. Sie sah es wohl und suchte eine Weile vergeblich nach Antwort; dann sprach sie rasch: „Ich kann nicht lügen; nicht der Mönch ist es, der mich ehrt, sondern Albertus Magnus."

„Meine edle, kluge Freundin, erwiderte traurig der Gelehrte, „ist es denn wahr, daß Ihr eine Feindin unserer Kirche seid?"

„Ich gab Euch schon einmal darauf Antwort," entgegnete sie ausweichend.

„Und ich warne Euch noch einmal; sorgt dafür,

daß Donna Blanca die heilige Taufe begehre, sorgt dafür, daß Plectrudis den Schleier nehme, beugt Euer Knie den Reliquien der Heiligen, kommt zur Beichte, kommt zu mir, ich werde ja nicht hart sein, kommt, stoßt die Mutterarme der Kirche nicht von Euch!"

Fest drückte Richmod die Hände auf das klopfende Herz; die Stimme des Mönches, sein ganzes Wesen, aus dem die aufrichtigste Angst um ihre Seele klang, verfehlten den Eindruck nicht auf sie, aber mit fester Stimme sprach sie: „Ich kann nicht."

„So schütze Euch Gott und die heilige Jungfrau erleuchte Euch," antwortete traurig der Gelehrte, „verrathen werde ich Euch nicht, aber hütet Euch, daß es nicht andere thun, und hütet Euch, diese Auserwählten in Eure Irrthümer zu verführen!"

Er deutete auf die Mädchen, die sich langsam näherten, Richmod biß sich auf die Lippen und sagte nichts. Der Abend war hereingebrochen, erfrischend wehte es durch die Zweige der Nußbäume, matt flimmerten die Sterne, wie sie es in Sommernächten thun; der Mönch schien ganz zu vergessen, daß er nicht in seiner Zelle war, und folgte gedankenvoll dem Laufe seiner Lieblinge. Die Mädchen schaarten

sich still um Richmod, die sich inzwischen gesetzt hatte, sogar Susanna lachte nicht und tiefes Schweigen herrschte in dem kleinen Garten. Susanna aber war es doch, die das Schweigen zuerst brach. „Was sind die Sterne eigentlich?“ fragte sie, mit ihren eigenen flimmernden Sternen hinaufblickend in den lauen, blauen Sommerabendhimmel.

„Die Blumen des Himmels,“ erwiderte Blanca träumerisch in der bilderreichen Weise ihrer südlichen Heimat.

„Und wir Mädchen seien die Blumen der Erde, sang der Troubadour, den ich auf Burg Ehrenfels einst hörte, als ich dem großen Turnier zuschauen durfte, das Ritter Philipp von Bolanden für die rheinische Ritterschaft ausgeschrieben.“

Dieses Turnier war der Glanzpunkt in Susanna's Leben, sie hatte aber schon so viel davon erzählt, daß Niemand recht mehr darauf hörte, und Alfradis, den Faden des angefangenen Gespräches fortspinnend, sagte: „Wenn Sterne Blumen und Mädchen auch Blumen sind, dann müssen sie doch auch zusammengehören.“

„Da könnten uns die jungen Gesellen zur Abwechslung einmal mit Sternen vergleichen; hat

Leu mich neulich eine Rose, Alfradis eine Lilie, Plectrudis eine Viole und Blanca ein Gelbveigelein genannt, so könnte er nun einmal unter den Sternen unsere Abbilder suchen."

„Soll ich Dir sagen, welchem Stern Du gleichest?" fragte der Pater Albertus in das Geplauder hinein.

Susanna erschrak; sie hatte gar nicht mehr an den Mönch gedacht, dann erwiderte sie keck, ihr verschobenes Käppchen zurechtrückend: „Ei, das möchte ich wohl wissen, frommer Pater!"

Albertus deutete mit der Hand nach oben. „Siehst Du den flimmernden Stern grade über Dir, das ist die Gemma in der Krone und sie bedeutet Deine Brautkrone."

Man hätte glauben sollen, Susanna müsse ob solcher lieblichen Verheißung laut aufgejubelt haben, statt dessen ward sie plötzlich ganz still; Albertus Magnus aber wandte sich zu Plectrudis und sagte: „Dort in der Jungfrau steht Dein Stern, mein Kind, die jungfräuliche Spica!"

Plectrudis verstand nicht ganz, was der Mönch meinte, aber Richmod verstand ihn und seufzte leise.

„Und ich?" fragte Blanca. „Ihr werdet mir den Aldebaran nennen, er zeigt unglückliche Liebe an."

„Oder den Regulus,“ entgegnete Alberrus.

„Ein heißer brennender Stern, er kündet Ruhm, aber kein Glück,“ seufzte sie.

„Willst Du Deinen Stern nicht auch wissen, mein Kind?“ wandte sich der Dominikaner an Alfradis.

„Zeigt mir den seinen!“ bat sie sanft.

„Das seid Ihr Beide,“ sagte er noch milder als sonst und deutete auf Castor und Pollux.

Blanca zuckte die Achseln, aber sie sprach nichts mehr. Der Mönch erhob sich und ließ die Mädchen allein. Sie schauten noch lange in die Sterne hinein; Richmod aber, der kein Stern von dem Mönche zugewiesen war, sie war wohl eine zu welke Blume, dachte ihrer Todten, wie die jungen Dirnen der Lebenden gedachten, nur viel heiterer und stiller, und von der Gasse klang der Schlußreim eines alten Liedes herüber; es waren wohl die Gesellen, die von der Herberge kamen:

Das Kännchen mit dem Weine,
Das muß geleeret sein,
Also muß auch das Abendlied
Wohl fein gesungen sein.

Dann begannen auch die Mädchen zu singen, fröhlich schmetterte Susanna's helle Stimme:

Stand ich auf hohen Bergen,
Sah in den tiefen Rhein,
Ein Schifflein sah ich fahren,
Drei Ritter saßen drein.

Und dann fiel Alfradis ein und Plectrudis mit von Thränen verschleierter Stimme, als von der Nonne die Rede war. Zuletzt aber sang Blanca in tiefen, eigenthümlichen Tönen:

Grüner Strom, du rinnst so traurig,
So viel Leichen schwimmen in dir,
Christenleichen, Maurenleichen,
Die gefällt das scharfe Schwert.

Deine grünen, klaren Wellen,
Roth sind sie mit Blut gefärbt,
Maurenblut, Christenblut,
Das in großer Schlacht hinfloß.

Und singend gingen sie ins Haus, nur Richmod blieb allein unter dem Nußbaum sitzen und leise flüsterten ihre Lippen, was jetzt wieder von draußen zu ihr herüberscholl:

O Rhein, o Rhein, du Liebster mein,
Hier will ich sterben, begraben sein.
O Abend, o Abend, die müden Arme ruh'n!

Achtes Kapitel.

Der Rhein brennt!

Und setzte sich schnell, abwärts von den
Freunden gesondert
Am grau wogenden Strand ....
Ilias.

Eine unbeschreibliche Aufregung herrschte in Köln; durch die Straßen tobte der Aufruhr; es war Blut geflossen, patricisches und zünftisches, das fließende Blut aber mehrte die Erbitterung auf allen Seiten. Vergebens suchte Albertus Magnus zum Frieden zu mahnen; wagte auch Niemand, den allgemein Verehrten und in gewissem Sinne sogar Gefürchteten anzurühren, Macht hatte er in dieser Stunde nicht über die Gemüther. In dem Kampfe, der einmal entbrannt war, lohte die Leidenschaft mächtig empor, seufzend sah es der Dominikaner, aber dennoch verzagte er nicht an der Aufgabe, die

er sich gestellt hatte, die Versöhnung zwischen den beiden Parteien herzustellen. Schwerer und schwerer aber ward sie mit jedem Tage. Vielleicht wäre es ihm gelungen, bei den Anführern der Geschlechter ein geneigtes Ohr zu finden, mit denen er durch Richmod unterhandelte, selbst mit dem Erzbischof wäre er fertig geworden, denn Konrad von Hochstaden hatte in der That eine ungeheuchelte Hochachtung vor dem stillen Gelehrten; aber an die Spitze der Zünfte hatte sich ein Mann gestellt, der rücksichtslos vorwärts ging auf seinem Pfade und überall dem Einfluß des Dominikaners widerstrebte. Dieser Mann war Wolf, der Steinmetz. Für sein Handwerk freilich war der ehrgeizige Mensch verloren; das sah namentlich Leu mit stillem Schmerz. Auch in seiner Hand ruhte der Meißel jetzt länger als sonst; er war es gewohnt gewesen, ihn um die Wette mit dem Bruder zu handhaben, wie er eigentlich jeden Gedanken mit ihm getheilt hatte, jetzt ließ ihn Wolf im Stich und die einsame Arbeit gewährte ihm keine Freude. Dazu kam noch, daß der alte Heribert gestorben war und Leu auch daheim fast immer allein blieb. Mit einer Festigkeit und Entschiedenheit, wie sie dem stillen Menschen überhaupt

eigen war, hatte er jede Parteinahme in dem Hader zwischen Erzbischof und Stadt abgelehnt; seine Geburt, sein Beruf riefen ihn auf die Partei des ersteren hin, aber den Geschlechtern gehörte das Mädchen an, daß er von Kind auf geliebt hatte. „Ich bin kein Kriegsmann, sondern ein Handwerker," erklärte er dem auf ihn einstürmenden Bruder, „für den Nothfall habe ich eine Waffe, sonst kümmern mich Eure Händel nicht."

So blieb er in der Bauhütte und sah leuchtenden Auges den Wunderbau des Domes vorwärts schreiten; es gab Stunden, in denen er den Schmerz um den verlorenen Bruder und seine unerwiderte Liebe völlig vergaß, da sich seine Brust weitete in dem Gedanken an das Werk, das er mitschaffen durfte; wenn die Abendsonnenstrahlen um die stolzen Säulen spielten, die sich höher und höher erhoben, dann war der einsame Steinmetz doch glücklich; dann hörte er nichts von dem Tumult drinnen in der Stadt, und nicht einmal die Klage seines eigenen Herzens. Laut wurde die letztere nur dann für ihn, wenn er in das alte Haus der Hardefauste wanderte, wo er Alfradis fast immer antraf. Alle Tage sagte er sich, es sei besser, sie nicht zu sehen, denn auch

ohne ihre Liebe zu Hans Hardefaust war die Geschlechterin eigentlich unerreichbar für ihn, aber immer wieder war die Sehnsucht stärker als jedes andere Gefühl, und er mußte hin, um sie zu sehen, ihre Stimme zu hören, ihre Hand zu berühren. Vollends seit Alfradis eimal gesagt, seine stille Art thue ihr wohl, da war's ihm heilige Pflicht, ihr Blumen zu bringen oder ein neues Lied, ja, er erzählte ihr von Hans Hardefaust Kindergeschichten, Knabenstreiche, die sie feuchten Auges anhörte, ohne zu überlegen, welche Qualen Leu dabei ausstehen mußte. Aber er überwand diese Qualen, denn ihre Augen dankten ihm und ihr Mund sprach es ihm aus; der Mann war selbstloser als das Weib, während es sonst umgekehrt ist.

So näherte sich das Jahr, welches Plectrudis im Hause Richmods zubringen sollte, mehr und mehr seinem Ende; Schwester Helene sandte mehr als eine Botschaft, um zu erfahren, ob sich das Mädchen entschlossen habe, wann und in welchem Kloster sie ihr Noviziat antreten wolle; aber noch immer hatte sie keine bestimmte Antwort erhalten. Nun war der achtzehnte Geburtstag des Mädchens da, und weniger denn je dachte sie an das Kloster; seltsamlich sah es

aus in der Stadt Köln und war's kein Wunder, wenn die Gedanken aller Bürger nur eine Richtung hatten.

Auf den Wogen des Rheines schwammen vierzehn stolze Heerschiffe, die hatten vornehme Landherren dem Erzbischof zu Hülfe geschickt, aber Konrad hatte nichts damit gegen die trotzige Stadt vermocht. Da war er denn mit der ganzen Besatzung ans Land gegangen und hatte drüben bei Deutz ein Lager aufgeschlagen. Der zornige Kirchenfürst hatte nicht verfehlt, auch hier die ihm ganz besonders verhaßte Sippe der Hardefauste zu schädigen; das kleine Wirthshaus zur harden Faust, in dem Hans einst von Alfradis Abschied genommen, hatte er niederbrennen lassen und den alten Diener des Hauses verjagt, der darauf nicht ohne Mühe nach Köln zu Richmod entkommen war. Der Erzbischof aber griff zu immer härtern Mitteln, die Stadt zu zwingen es war Gefahr für ihn im Verzug, denn schon regte sich in vielen der Zunftgenossen die Liebe zur Vaterstadt gar mächtig, und wenn sie sich mit den Patriciern aussöhnten, dann hatte er das Spiel verloren, besonders da lange nicht alle Geistlichen unbedingt auf seiner Seite waren. Es gehörte

manches kölnische Herrenkind dem Clerus an, das nicht alle Gedanken an die alte edle Freiheit der Stadt abgeschüttelt hatte. Köln erkannte nur zwei Personen über sich: seinen Bürgermeister und den Kaiser; grade die frömmste Stadt im Reiche, das „heilige Köln“, wehrte sich am tapfersten gegen die geistliche Herrschaft. Bliden und Sturmböcke ließ der zornmüthige Erzbischof nun auffahren, die Steine flogen hin über den Rheinstrom und fielen auf das Haus, das man den Rodenberg nannte; weiter thaten sie keinen Schaden und die Kölner lachten.

Finster und unmuthig saß der Erzbischof in seinem Zelt, das Kinn auf den Knauf seines Schwertes gestützt, blickte er hinüber nach der trotzigen Stadt, die ihn so bitter haßte und die er im Grunde doch so heiß liebte, die sich aber seinem stürmischen Werben nimmer ergeben wollte. Die Priester durften kein Weib im Herzen tragen, sie nahmen es nicht allemal genau mit dem Gebot, aber keines Menschen Herz vermag zu schlagen ohne eine Minne, und so hatte der Erzbischof seine ganze Liebe auf die schöne, stolze Stadt geworfen, ein ungestümer Freier um eine gar spröde Braut. Neben ihm stand in ehrerbietiger Haltung ein grauköpfiger Herr, den die

goldenen Sporen als Ritter kennzeichneten, das war Herrmann von Wittinghoven, des Erzbischofs treuester Freund, der nicht von ihm wich, auch wenn er Konrads Schritte, was gar oft der Fall war, nicht billigte.

„Was soll nun werden?“ fragte er eben den Erzbischof; dieser hob das Haupt empor, und sagte langsam: „Zu Köln bei den Ufern stehen so viel Schiffe und wir haben nur Lästerung und Schande davon, daß wir deren keines kriegen oder wenigstens senken. Einer meiner Schützen hat mir einen guten Rath angeboten, die Schiffe zu verbrennen und zu zerstören, jetzt gebt Acht, was geschieht!“

Der Ritter schrie laut auf, denn es erhob sich plötzlich aus den Wogen des Rheins eine lodernde Flamme, sodaß es aussah, als ob der Strom brenne. Auch drüben in Köln sahen sie es, und eine wilde Aufregung bemächtigte sich der Gemüther.

„Der Rhein brennt, Wunder über Wunder!“ hallte es durch alle Gassen, schallte es bis in Richmod Hardefausts stilles Haus.

„Muhme, laßt mich den Rhein brennen sehen!“ bat Plectrudis.

„Jetzt in dem Tumult können wir nicht hinaus,“

wehrte Richmod ab, dennoch zog es sie selbst mächtig fort; wollte der Erzbischof Köln verbrennen, war er mit bösen Geistern im Bunde, daß der Wasser und Feuer, die feindlichsten Elemente einen konnte? Noch eine Bitte von Seiten des Mädchens, und sie ließ sich bewegen, das seltsame Schauspiel auch mit anzusehen. Sogar Blanca legte die Spindel weg und schloß sich ihnen an. Als Richmod über die Schwelle des Hauses treten wollte, strauchelte sie und wäre fast gefallen, hätte nicht Alfradis, die, eben von der Straße kommend, ins Haus hinein wollte, sie festgehalten.

„Ei, ei," lächelte das alte Mädchen, „wenn ich abergläubisch wäre, kehrte ich um!"

„Nicht doch, Muhme Richmod, Ihr seht ja, es ist gleich Eine da, um Euch zu beschützen," widersprach Blanca spöttisch.

„Brauchst die Oberlippe nicht so stolz aufzuwerfen," entgegnete Richmod strafend, „mein Herzenskind kam doch gerade zur rechten Zeit." Und zärtlich lehnte sie sich auf Alfradens Arm, die auch gekommen war, um ihr von dem brennenden Rheinstrom zu erzählen. Sie ließen sich von der Menschenwoge, die sich immer dichter erhob, bis an das Ufer des

Stromes treiben, wo sie zu ihrer großen Freude den Pater Albertus trafen, denn ein wenig bange war ihnen ohne männlichen Schutz doch geworden, um so mehr, da Richmod und Blanca bemerkt hatten, daß ihnen Wolf schon seit einer geraumen Weile folgte. Das dunkle Antlitz des jungen Mannes verbarg seine Gedanken, man sah es selten an seinen Zügen, was in ihm vorging, nur in den Augen funkelte es trotzig, und wer sich darauf verstand, der wußte, daß er es hier mit einem eisernen, unbeugsamen Willen zu thun hatte. Alfradis drückte sich zusammenschauernd näher an Richmod, sie fürchtete sich vor Wolf, und auch Richmod fühlte sich unbehaglich in seiner Nähe, obgleich sie sonst nicht eben furchtsam war. Nur Blanca wandte ruhig das schöne, stolze Haupt um und sah ihm so kühl, so still, fast verachtend in die glühenden Augen, daß er zornig die Zähne aufeinander biß.

„Hüte Dich, stolze Schöne,“ murmelte er vor sich hin, „daß ich Dir nicht etwas anthue, was den stolzen Sinn doch brechen dürfte!“

Wolfs unerwiderte Liebe zu Blanca drohte in Haß umzuschlagen, es gab Augenblicke, wo er das angebetete Mädchen hätte ermorden können, und

dunkle, unheimliche Pläne zogen durch sein fieberhaft erregtes Hirn.

Nun waren sie an der Mauer angelangt, Tausende drängten sich auf derselben, alles schrie durcheinander, auch Richmod und ihre Schutzbefohlenen kletterten, von Freundeshänden unterstützt, auf den Wall, und sie schrieen auf so gut wie die Andern. Eine mächtige Flamme floß in glühendem Strom über die grünen Wellen des Rheines dahin, alles röthlich anstrahlend, aber sich keinem kölnischen Schiffe nähernd, zum hellen Jubel der Bürger, zum Aerger eines Häufleins Erzbischöflicher, das sich immer enger aneinander drängte und in dem Wolf das Wort führte.

„Die Hölle will uns verderben,“ rief es dort, „der Pfaff ist mit der Hölle im Bunde!“

„Der Himmel thut Wunder für uns,“ gellte es hier, „das Feuer brennt nicht!“

„Wunder, Wunder!“

Blanca stand neben dem Pater Albertus, ihre Augen betrachteten das angebliche Wunder sehr gleichgültig.

„Griechisches Feuer,“ sagte sie leise, und der Pater nickte.

„Es wird nur das Schiff verzehren und dann ruhig den Rhein hinunterfließen," sprach sie lauter und deutete mit der Hand nach dem brennenden Schiffe. Da legte sich eine andere Hand mit eisernem Griff um die ihre, ein lautes Murren aus dem Haufen der Erzbischöflichen ward hörbar und Wolfs tiefe Stimme sagte: „Da habt Ihr die heidnische Zauberin, die das Feuer behext, daß es unsern Feinden nichts schadet. Habt Ihr gesehen, wie sie die Hand ausstreckte, seht Ihr, wie es sich erfüllt, was sie gesagt?"

Ein unbeschreiblicher Tumult entstand. „Werft die Zauberin in ihr eigenes Feuer, hinab mit ihr in den Rheinstrom!" schrieen die Erzbischöflichen, Andere warfen sich zu ihrer Vertheidigung auf. Sie selbst stand regungslos, mit weit offenen Augen, die Lippen fest aufeinander gepreßt, sie schrie nicht, sie brach nicht zusammen, sie machte nicht einmal einen Versuch, ihren Arm aus Wolfs Umklammerung frei zu machen, und diese unerschütterliche Ruhe erhöhte die Wuth ihrer Feinde. Niemand hörte auf die Worte des Pater Albertus, der Aufruhr war allgemein, während drüben auf dem Rheinstrom der Gluthstrom unschädlich dahinfloß. Da warf sich

Richmod ins Gedränge. „Laß das Mädchen los!“ herrschte sie Wolf an mit ihrem ganzen Patricierstolz. Das goß Oel ins Feuer.

„Holla,“ rief der trotzige Gesell, „nehmt Euch in Acht, Jungfer, Ihr seid nicht viel anders als diese hier, Ihr enthaltet dem Kloster eine Braut vor!“

„Wo, wo!“ gellte es an der entsetzten Richmod Ohr. Drohend standen ein paar Mönchsgestalten vor ihr, da legte plötzlich Pater Albertus seine Hand auf Richmods Schulter und sagte ernst: „Bringt diese Jungfrau sammt ihren beiden Begleiterinnen Blanca und Plectrudis in den Palast des Erzbischofs und bewahrt sie dort, bis der hochwürdigste Herr zurückkommt, um zu untersuchen, ob sie so grauenvoller Verbrechen schuldig, wie Ihr behauptet.

So viel Ansehen hatte der Pater Albertus doch, daß ihm gehorcht wurde, obgleich die Patricier sich anfangs widersetzten; der Haufe der Erzbischöflichen aber schwoll so an, daß die Sache für jene bedenklich wurde. Zudem aber waren die Worte „Zauberer“ und „Ketzer“ gefallen, und wer den unter solcher Anklage Stehenden Schutz gewährte oder sie ver=

theidigte, brachte sich in den Verdacht der Mitschuld. Sonst hatte man auf dergleichen nicht groß geachtet, jetzt waren die Dominikaner mächtig geworden in Köln, und mit ihrem Wachsen ging der Feuereifer für die reine Lehre der Kirche, die Todfeindschaft gegen Ketzer und Zauberer Hand in Hand. Albertus Magnus aber betrieb die Gefangennahme der drei Frauen aus einem andern Grunde; er glaubte sie dadurch vor Aergerm schützen zu können, denn er hatte das unheimliche Glühen in Wolfs Augen wohl bemerkt. Sein Plan ging darauf hinaus, Blanca möglichst schnell zur Annahme der Taufe, Plectrudis zur Annahme des Schleiers zu bewegen, dann wurde die Anklage gegen Richmod zum größten Theile hinfällig. Wolf suchte sich auch nicht dagegen aufzulehnen, nur ein spöttisches Lächeln spielte um seine Lippen, als habe ihm der Priester in die Hände gearbeitet. Das griechische Feuer verglühte auf dem Rheinstrom, Alfradis hatte sich entsetzt unter den Schutz einiger Verwandter geflüchtet, die sie in der Menge entdeckt hatte; die drei Frauen wurden unter dem Geleit der Mönche sicher in den bischöflichen Palast gebracht, wo Richmod dieselbe Zelle angewiesen wurde, in der einst Hans gesessen hatte.

Drüben aber im Lager von Deutz saß der Erzbischof in seinem Zelt, finsterer als vorher, und mit sorgenvollem Antlitz stand Herr Herrmann von Wittinghoven neben ihm. Noch glühten die Flammen auf dem Rheinstrom und ihr Leuchten dünkte dem stolzen Kirchenfürsten eitel Hohn, Köln, die trotzige Stadt, war nicht gebändigt; jetzt erlosch der letzte Funke und der Erzbischof ballte zornig die Faust. Ein Menschenleben aber hatte der verunglückte Versuch, Kölns Schiffe zu schädigen, doch gekostet, das des Schützen, der ihn angestellt hatte, mit seinem sinkenden Schiffe war er zu Grunde gegangen, des Erzbischofs Zorn konnte ihn nicht mehr erreichen.

Der Abend dämmerte herein, man sah den Tumult auf den Wällen Kölns, ohne dessen wahren Grund zu ahnen; der Erzbischof athmete schwer, da richtete sich der alte Ritter aus seinem Sinnen auf und sprach ernsthaft: „Herr, Ihr liegt hier mit großen Kosten und verzehrt das Eure vergebens. Die von Köln haben ihren Spott damit!“

„Ihr habt Recht, Wittinghoven,“ entgegnete Konrad von Hochstaden düster, „aber was soll ich thun?“

Der stolze Mann mußte sich sehr gedemüthigt fühlen, daß er einem andern eine solche Frage vorlegte, er, der immer mit sich allein fertig wurde.

Wittinghoven aber sprach weiter: „Ihr müßt es ja besser wissen als ich, der Laie, Herr Erzbischof, daß wir in den heiligen vierzig Tagen der Freude leben; da soll ein Christenmensch abstellen allen Haß und Neid, auf daß wir Gott behaglich mögen werden. Herr, laßt uns eine Sühne und einen Frieden treffen und setzt Euer Gemüth in Rast!"

„Sühne, Frieden," murmelte der Kirchenfürst, während der unerschrockene Warner fortfuhr: „Gnädiger Herr, bedenket und überlegt, daß die Stadt von Köln viel Dienste und Wohlthaten Euer Gnaden gethan und bewiesen hat, und sonderlich, da der Graf von Berg mit Euch in Unfrieden stund, da half Euch die Stadt von Köln, beide, arm und reich, zu Deutz eine starke Burg zu machen mit fünfzehn Thürmen, dergleichen nicht viel gesehen worden, und hat gekostet über die fünfzigtausend Mark. Und als ihr mit dem Grafen wieder eins wurdet, so mußten sie die Burg wiederum abbrechen zu ihrem Schaden."

„Ihr seid gewaltig beredt in der Verthei-

digung der Stadt," unterbrach ihn der Erzbischof spöttisch.

„Ich bin ein kölnisch Kind, gnädiger Herr," entgegnete der Ritter ruhig.

„Und die rufen schon in der Wiege Alaaf Köln!" spottete der Erzbischof, „warum seid Ihr nicht bei der Stadt geblieben."

„Weil ich Euer Lehnsmann bin und mein Lehnseid mich bei Euch hält, Herr," antwortete Wittinghoven. „Habt es auch vor Augen, gnädiger Herr," nahm er seine Warnung wieder auf, „daß die Stadt von Köln Euch treulich half wider den Herzog von Brabant."

Der Erzbischof sprang auf, der Ritter aber legte ihm die Hand auf den Arm und sprach eindringlich weiter: „Herr, denkt daran, daß sie Euch mit großer Treue beigestanden haben wider das Geschlecht von Limburg, die ins Stift von Köln gezogen waren, und wurden vertrieben und überwunden mit großen Ehren; Herr, Köln ist nicht so schlechthin zu gewinnen, denn, gebt Acht, über kurz oder lang vertragen sich die Zünfte doch wieder mit den Alten und wenn Köln einträchtig ist, dann sehet zu, wie Ihr's überwindet."

Eine Weile sah der Erzbischof noch vor sich nieder, dann sagte er rasch: „Herr Herrmann von Wittinghoven, dünkt Euch, daß man möge die Sache aufnehmen und eine Sühne gerathen, nun wohl, ich laß es geschehen, daß wir uns versöhnen mit der Stadt.

„Herr," entgegnete Wittinghoven tief aufathmend, „Ihr habt alle Eure Ehre von Köln, Ihr werdet geheißen Herr von Köln und nicht Herr von Deutz, Ihr dürft Euch der Sühne nicht schämen."

Der Ritter verstand, was in der Seele des Priesters vorging, und dieser reichte ihm stumm die Hand.

Draußen rauschten die Wogen des Rheines kühl und grün wie immer; die Flammen waren erloschen und der Mond stand still über dem gewaltigen Strom.

Neuntes Kapitel.

Treu und untreu.

Laßt, o laßt die Glocken läuten,
Klinge traurig, dumpf ihr Erz,
Und ihr Blumen traget Trauer,
Denn gestorben ist mein Herz.
Spanisch.

Das Wohnhaus derer von der Trappen gehörte zu den ältesten Gebäuden in Köln, ein langgestreckter Bau, der seinen Giebel dem daneben gelegenen Hause der Hardefauste zukehrte; zwei runde Fenster in diesem Giebel sahen aus wie zwei dunkle, unheimliche Augen. Heller und freundlicher blickten die Bogenfenster auf der Breitseite. Das ganze Gebäude hatte etwas Klosterartiges, und ein Kloster sollte es ursprünglich auch gewesen sein. Wunderliche Sagen hefteten sich an das alte Haus und an die beiden zierlichen Platanenbäume, die vor

der Thür desselben standen. Die von der Trappen stammten ursprünglich aus Coblenz, aber sie waren seit länger als einem Jahrhundert in Köln heimisch und angesehen. Sie führten drei Spiegel im Wappen, und so war's vielleicht nur Anhänglichkeit an ihr Stammwappen oder Vorliebe für die edle Heroldskunst überhaupt, wenn Jungfrau Susanna sich gar zu gern im Spiegel schaute. Auch jetzt war sie in diese angenehme Beschäftigung vertieft und wandte das blonde Köpfchen von einer Seite zur andern, um sich von allen Seiten zu beschauen. Es gelang ihr freilich schlecht, denn der Spiegel, der sich in der hölzernen, mit Kupferblech überzogenen Thür eines Wandschreins befand, war nur klein und ein wenig blind. Schade war's, daß sie sich nicht ordentlich sehen konnte, denn hübsch genug sah sie aus in dem weißen Kleide mit den rosenfarbenen Säumen und dem weißen, rosa gefütterten Obergewand, dem lockigen Haar und dem schimmernden Stirnband. Am schönsten aber sahen ihre Augen aus; heute konnte sich Alfradis nicht mit ihr messen, die ruhig spinnend in dem einzigen hohen Bogenfenster des Gemaches saß und mit wehmüthigem Lächeln der Schwester zuschaute. Sie wußte ja, warum deren Augen heute

so wunderbar leuchteten und strahlten, daß die ganze Gestalt wie in Sonnenschein getaucht schien. Sie legte die Spindel weg und ging auf Susanna zu; mit beiden Armen umschlang sie das Mädchen und sagte zärtlich: „Du siehst so hübsch aus, Suse, daß ich Dich küssen muß.“

Wenn sie aber geglaubt hatte, Susanna werde ihr, wie sonst wohl, die rosigen Lippen hinhalten, so irrte sie sich; im Gegentheil, das Mädchen ließ das Köpfchen an die Schulter der Schwester sinken, sodaß diese nur ihr Haar küssen konnte.

„Susanna,“ rief Alfradis, „was machst Du, gestern wichest Du sogar dem Gutenachtkuß der Mutter aus?“

„Ich kann ja nicht anders, Alf,“ flüsterte sie tief erglühend; „seit er mich vor acht Tagen zum ersten Mal geküßt hat, kann ich es nicht ertragen, daß mir ein anderer seinen Kuß von der Lippe hinweg nimmt, auch Du nicht, auch nicht die Mutter; lache mich nicht aus, meine süße Schwester, aber schon wenn ich einem andern nur die Hand gebe, denke ich, es sei ein Diebstahl an ihm.“

Wer hätte das frohherzige Kind so tiefer Leidenschaft fähig gehalten! Alfradis drückte sie an sich

und sagte bewegt: „Du bist glücklich meine Susanna, bleibe es; ich war's auch einmal, aber es ist lange her."

„Du wirst es auch wieder werden," tröstete Susanna, „und," setzte sie plötzlich ernst werdend hinzu, „ganz glücklich bin ich doch nicht. Bruno könnte mich heute heimführen, aber da sollen wir warten, bis die Stadt sich mit dem Erzbischof vertragen hat. So will's unser Vater und der alte Overstolz, sein Vater. Jetzt sag mir: was gehen meinen Schatz und mich derlei Händel an?"

„Dich nicht," entgegnete Alfradis, „aber Deinen Schatz wohl, und die Sühne wird ja bald zu Stande kommen; Pater Albertus läßt nicht nach, sich zu bemühen, auch um unsere liebe Pathe Richmod."

„Wie sie nur so grausam sein können, die arme Pathe in ein finsteres Gefängniß zu sperren und so häßliche Dinge von ihr zu sagen!" klagte Susanna. Alfradis antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, Susanna aber fuhr fort: „Mein Bruno meint, es gäbe nur einen, der etwas für sie thun könne, Wolf Steinmetz, denn der gelte jetzt alles beim Erzbischof."

„Leu hat mir dasselbe gesagt," entgegnete Alfradis, „heute kommt Wolf im Auftrage des Erzbischofs her, um mit den Alten über die Sühne

zu unterhandeln; ob ich eine Bitte an ihn richte? er ist gegen mich noch nie rauh gewesen."

„Als ob Jemand gegen Dich rauh sein könnte," rief Susanna in überwallender Schwesterliebe, die durch die Brautliebe doch nicht ganz verdrängt war, „und Wolf, der mit uns gespielt hat und uns so gut kennt! Zudem ist er kein freier Mann und muß doch froh sein, wenn er er einer Patricierin eine Bitte erfüllen kann."

Alfradis schüttelte das blonde Haupt. Sie sah tiefer in die Händel der Außenwelt als die Schwester, und ernst entgegnete sie: „Das ist wohl sonst so gewesen, jetzt denken sie anders in der Welt, nur die Ritter sind noch stolz, die Bitte einer Dame zu erfüllen, und ein Ritter ist Wolf nimmermehr!"

„Versuchen könntest Du es aber," erwiderte Susanna, und Alfradis nickte, Susanna aber sprang trällernd aus dem Zimmer, sie hatte ihre Mutter draußen gehört und wußte, daß diese sie zu einer hochwichtigen Arbeit abrufen würde, wichtiger noch als das Beschauen im Spiegel. Während die Männer oben in ihres Eheherrn Zimmer verhandelten, wollte sie mit Susanna die Leinenschränke untersuchen und diejenigen Vorräthe in einen Koffer packen, die für

des bräutlichen Mädchens Aussteuer bestimmt waren. Daß Alfradis sich an solcher Arbeit nicht betheiligte, fiel nicht auf; sie war immer ihre eigenen Wege gegangen und von Kind auf im Vaterhause nie ganz heimisch gewesen. Ihre eigentliche Heimat war drüben bei den Hardefausten, denen sie vom zartesten Kindesalter an mehr anzugehören schien als den Trappen, obgleich sie immer eine liebevolle, gehorsame Tochter gewesen war.

Als Susanna das Zimmer verlassen hatte, rief Alfradis durch ein in der Wand angebrachtes Schiebfenster einer Magd den Befehl zu, Wolf, sobald er komme, zu ihr zu schicken, sie habe mit ihm zu reden. Dann trat sie wieder ins Fenster und lehnte die Stirn in die Hand. Leicht wurde es ihr nicht, einen fremden Mann, wenn sie ihn auch von Kind auf kannte, zu einer Unterredung aufzufordern; sie war außerdem eine stolze Seele, die nicht gern bat; hatte man doch dem schönen Mädchen ohne Bitte eigentlich jeden Wunsch gewährt, aber sie gehörte zu jenen Frauennaturen, die im gewöhnlichen Leben still und schüchtern, rücksichtslos allen Hindernissen gegenüber vollständig aus sich selbst heraustreten, sobald es sich um ihr Herz handelt.

Niemand hatte eine Ahnung von dem tief leidenschaftlichen Charakter des blonden Mädchens, dessen ganzes Sinnen und Denken sich nur um einen Punkt bewegte, um Hans Hardefaust. Sie liebte nächst ihm Richmod am meisten, hauptsächlich aber doch, weil Richmod von Hans so sehr geliebt wurde, und sie war entschlossen, Alles für deren Befreiung zu wagen, nur damit Hans ihr eines Tages nicht sagen könne: „Wolltest Du denn nichts für meine älteste und treueste Freundin thun?“ Hatte es doch Tage in ihrem Leben gegeben, da sie Blanca auf den Knieen hätte bitten können, Hans zu lieben, wenn auch über die Erfüllung dieses Wunsches ihr Herz vielleicht gebrochen wäre. In gespannter Erwartung lauschte sie auf Wolfs Kommen, eine dunkle Ahnung stieg in ihr auf, als stehe ihr eine sehr trübe Stunde bevor; sie hatte immer eine Art Abneigung gegen Wolf gehabt, die sich in der letzten Zeit verstärkt hatte. Sie fragte sich, wie er es wohl angefangen, in so kurzer Zeit so hoch im Vertrauen des Erzbischofs gestiegen zu sein, wie dies thatsächlich der Fall war. Das konnte doch nicht nur geschehen sein, weil er sich bei verschiedenen Händeln der Sache des Kirchenfürsten angenommen

hatte, denn das hatten Andere auch gethan und wurden doch nicht so ausgezeichnet wie er. Das Mädchen ahnte freilich nicht, wie tiefgreifend der Einfluß war, den Wolf unter den Zünften hatte; der Erzbischof aber hatte das mit raschem Blick erkannt und fesselte ihn täglich mehr an sich, so daß er seinem Beruf freilich ganz untreu wurde.

Jetzt wurde an die Thür geklopft. Alfradis wandte sich um, ihr Herz schlug rascher — würde er ihre Bitte erhören? Da stand er schon auf der Schwelle, ein rechts rothes, links grünes Gewand hüllte den geschmeidigen Körper ein. Diese gestreifte Kleidung bezeichnete ihn als Hörigen, grün und roth waren die Farben des Erzbischofs, unter diesem Gewande sah man eine Rüstung schimmern, er war bewehrt und gewaffnet, als wollte er augenblicks in den Kampf ziehen. Nicht ohne Ehrerbietung verneigte er sich vor Alfradis, deren Lieblichkeit nun einmal von unwiderstehlicher Wirkung war.

„Ihr habt mich zu sprechen begehrt, edle Jungfrau,“ begann er, da sie schwieg.

„Ja, ich wollte Euch sprechen, Wolf,“ entgegnete sie mit zitternder Stimme, „und Euch um Etwas bitten, das mir sehr am Herzen liegt.“

„Ich ahne es," murmelte Wolf, und in seinen blauen Augen blitzte etwas wie Befriedigung auf. Er ahnte nicht nur, was Alfradis von ihm wollte, er wußte es und hatte diesen Augenblick längst erwartet, denn er hatte daraufhin einen kühnen, abenteuerlichen Plan gebaut, der ihn mit einem Schlage an sein Ziel bringen sollte, nämlich Blanca so auf den Tod zu verwunden, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als sich an seine Brust zu flüchten. Ob er sie dann hohnlachend von sich stoßen oder sie doch in seine Arme nehmen sollte, das wußte er selbst noch nicht. Hätte er nicht alle die Menschen, die er auf diese Weise umgarnen wollte, so genau gekannt, er hätte seinen tollen Plan gar nicht fassen können, aber er kannte sie ja alle, sammt den Geheimnissen ihrer Herzen. Und auch ein besserer Gedanke sprach noch mit hinein in seine Entwürfe, er wollte sich nicht nur an Blanca rächen, uicht nur sein Ziel erreichen, er wollte auch seinen Bruder glücklich machen. Mochten Ehrgeiz und Leidenschaft die edlern Eigenschaften seiner Seele vielfach getrübt haben, die Liebe zu seinem Bruder hatten sie nicht verdunkelt, und daß für diesen das Glück Alfradis hieß, das wußte er am besten. Darum triumphirte

er innerlich, als er die Weisung erhielt, Alfradis wollte ihn sprechen.

„Habt Ihr aber auch Zeit für mich?“ fragte diese, die seine undeutlich gesprochenen Worte kaum vernommen hatte, so heftig schlug ihr das Herz.

„Sie brauchen mich oben noch lange nicht,“ entgegnete er, „auch habe ich Eure Magd sofort heraufgeschickt und sagen lassen, daß ich eine Stunde später käme.“

„Ich danke Euch,“ erwiderte Alfradis und setzte sich, indem sie ihm gleichfalls einen Sessel anwies; er blieb jedoch stehen, nicht aus Ehrerbietung, das fühlte sie, sondern um noch bequemer auf sie herabsehen zu können. Heißer Purpur bedeckte ihre Wangen, am liebsten wäre sie wieder aufgestanden, aber sie hätte auch dann noch zu ihm aufsehen müssen, und sie fühlte ihre Füße schwer werden wie Blei.

„Ich meine, daß Ihr meinen Einfluß beim Erzbischof fordern wollt, edle Jungfrau,“ nahm Wolf das Wort, „für die Befreiung der drei Euch lieben Frauen; laßt mich Euch sagen, daß für meine Schwestertochter nichts zu hoffen ist, sie hat ihr Noviziat angetreten und kann das Kloster nicht

verlassen, Fräulein Blanca aber wird bald frei werden; sie hat eingewilligt, den Unterricht des Pater Albertus zu empfangen und sich taufen zu lassen; sobald das geschehen ist, mag sie ziehen, wohin es ihr gutdünkt."

„Und Richmod, Muhme Richmod," schrie Alfradis auf in heller Angst, „muß sie wirklich den Feuertod sterben, wie sie sich's in allen Gassen zuflüstern?"

Wolf zuckte die Achseln. „Unmöglich ist's nicht," antwortete er, „man sagt, sie gehöre zu den Schwestern des freien Geistes."

Nur flüsternd hatte er die letzten Worte gesprochen, todesbleich schüttelte Alfradis den Kopf. „Das ist nicht wahr," sagte sie tonlos, „Muhme Richmod glaubt den Lehren der Kirche so gut wie ich."

„Allen?" fragte Wolf lauernd.

Das Mädchen gab keine Antwort, sondern blickte still vor sich nieder; erst nach einer Weile sagte sie heftig: „Kann denn nichts für Muhme Richmod geschehen, könnt Ihr nichts für sie thun?"

Zögernd kam die Bitte über ihre Lippen, sie fühlte die Abneigung gegen Wolf wachsen, ohne zu

wissen, warum. Seine lauernden Blicke ängsteten sie. Jetzt blitzte es wie Triumph in seinen Augen.

„Wohl kann ich etwas für sie thun," sprach er langsam, jede Silbe betonend, „ich gelte viel beim Erzbischof" — nun kam der ganze Hochmuth des Emporkömmlings zu Tage — „ich will die stolze Hardefaustin retten, so wenig lieb sie mir ist, aber, Jungfrau, umsonst ist der Tod, Ihr müßt auch ein Opfer bringen."

„Es ist mir lieb, daß Ihr ein Krämer seid," entgegnete das Mädchen, mit den weißen Zähnen zornig an der Unterlippe nagend, „so brauche ich mich nachher nicht bei Euch zu bedanken."

Schneidend kalt und verächtlich klang die sonst so weiche, wohllautende Stimme, dem jungen Gesellen schoß das Blut in das Angesicht, und auf ihren Ton eingehend, sagte er kalt: „Vielleicht dürfte Euch der Kaufpreis zu hoch sein, doch fordere ich ihn auch nicht eher als an dem Tage, da Jungfrau Richmod Hardefaust frei wird."

„Nennt Euren Preis," erwiderte sie ruhig.

„An dem Tage, da Jungfrau Richmod Hardefaust in das Haus ihrer Väter zurückkehrt, werdet Ihr das Weib meines Bruders!"

Die braunen Augen des Mädchens starrten den Sprecher an, als wollten sie ihn fragen: Bist Du von Sinnen oder bin ich es?

Wolf stand ihr gegenüber ohne sich zu rühren; er hatte Zeit, auf ihre Antwort zu warten.

Endlich sagte sie abweisend: „Die Alten geben ihre Töchter Keinem aus den Zünften!"

„Auch nicht um eine der Ihren vom Feuertod zu retten?" warf Wolf spöttisch hin.

„Mein Vater würde fragen, warum die Trappen sich opfern sollen für die Hardefauste?"

„Giebt es keine Trappen in der Welt, die für die Hardefauste ein Opfer brächte, stumm, ohne Klage?" Jetzt klang seine Stimme weich und einschmeichelnd und die Augen hatten einen sanften, flehenden Blick.

„Mein Vater würde mich verfluchen," stöhnte das Mädchen.

„Aber Hans Hardefaust würde sagen," sprach mit tönender Stimme der gefährliche Versucher, „Alfradis von der Trappen hat mich mehr geliebt, als ich ihr je vergelten kann; sie hat mir gerettet, was ich nächst ihr am meisten liebe auf Erden."

Alfradis stand noch immer wie gelähmt; endlich fragte sie leise: „Weiß Leu davon?“

„Er weiß nichts und darf auch nichts davon wissen,“ entgegnete Wolf rasch, „nimmer würde er darauf solchen Handel eingehen.“

Sie athmete tief auf; so blieb doch das Bild ihres Jugendgespielen rein und unbefleckt in ihrer Seele, aber auch von Wolf begann sie plötzlich eine andere Meinung zu hegen. Wie es Menschen giebt, die überall, wo sie auf Niedriges und Gemeines stoßen, ein gewisses Gefühl des Triumphes nicht unterdrücken können, daß die Welt wirklich so schlecht ist, wie sie sagen, so giebt es andere, die schwer darunter leiden, die immer wieder nach dem Ebenbilde Gottes in jedem Menschen suchen und glückselig sind, wenn sie auch nur den schwächsten Zug davon entdecken. Zu diesen letztern gehörte Alfradis.

„Ich verstehe Euch,“ nahm sie freundlicher das Wort. „Ihr wollt meine Noth benutzen, um Euren Bruder glücklich zu machen, aber kann er glücklich werden mit einer Frau, die ihn nicht liebt?“

„Sie überlegt sich die Sache schon,“ dachte Wolf: „O Weiber, Weiber, seid Ihr denn Wachs in eines schlauen Mannes Hand, ich glaube, ich

brächte sie noch dahin, mich selbst zu heirathen," und seltsam, statt das blasse Mädchen da vor ihm ob solcher Wünsche willen zu verachten, kam es über ihn wie ein wärmeres Gefühl, und sein guter Engel raunte ihm zu: „Befreie Richmod Hardefaust ohne Handel und begnüge Dich mit dem Gedanken, ein gutes Werk gethan zu haben." Aber schon tauchte lockend Blanca's Bild vor seiner Seele auf und er entgegnete: „Das mag Leu entscheiden; wißt Ihr's denn nicht, daß ein Menschenherz lieber unglücklich wird mit dem Herzen, das es liebt, als mit einem andern glücklich?"

Sie rang die feinen Hände. „Seid Ihr unerbittlich?" fragte sie noch einmal.

„Ihr werdet meines Bruders Weib oder Richmod Hardefaust stirbt den Feuertod."

Wie lange er noch auf sie einredete, wie er sie umgarnte mit listigen Worten, Alfradis von der Trappen hat es nachmalen selbst nicht gewußt, aber als er sie verließ, da hatte er ihr das Wort entrissen, das unglückselige Wort: „Rettet Richmod, und ich werde Eures Bruders Weib, so wahr ich selig zu werden hoffe!"

Acht Tage später war Richmod Hardefaust

frei; sie kehrte in das Vaterhaus zurück, das öder denn je war.

Blanca sollte vor der Taufe nicht in die Welt hinaus, Plectrudis war im Kloster und Alfradis, ihr geliebtes Kind, ließ sich nicht sehen. In dunkler Abendstunde schlich Susanna zu ihr und brachte ihr die Kunde, Alfradis habe ihr erklärt, das Weib Leu's zu werden, ihr Vater drohe ihr mit seinem Fluch, aber sie sei nicht davon abzubringen. Leu sei mit ihr einverstanden, sehe aber nicht eben glücklich aus. Richmod war wie erstarrt, dann stürzte sie hinüber in das Haus der Trappen, dort fand sie Alfradis bleich und still wie ein Marmorbild.

„Du willst Hans untreu werden?" stieß sie heraus.

Da sah sie Alfradis an mit fast erloschenen Augen, und mit bebender Stimme sagte sie: „Ich war ihm nie treuer; glaubt denn Niemand an mich!"

Sie hatte immer von Allen das Gute geglaubt, ihr glaubte Niemand, auch Richmod wandte sich ab, da legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und eine weiche Stimme sprach: „Meine arme Alfradis, ich weiß nicht, warum Du Dir das Opfer auferlegt, mein Weib werden zu wollen, ich frage auch nicht

danach, aber ich glaube an Dich, heute und allezeit."
Es war Leu, der eben einen gewaltigen Auftritt mit dem alten stolzen Vater seiner Braut gehabt hatte, dessen heftigen Reden er immer nur das eine entgegengesetzt hatte: „Ich bin kein ritterbürtiger Mann, aber meiner Dame Wille ist mir Befehl, ich werde Alfradis heirathen, nicht weil ich sie liebe, sondern weil sie es will."

Ein Fluch war des alten Mannes Antwort gewesen. Beim Klang von Leu's Stimme hatte sich Alfradis umgewandt; ihre Kraft war zu Ende und ohnmächtig fiel sie in seine Arme.

Den Fluch nahm der alte von der Trappen doch zurück; er gab wirklich die Einwilligung zu der seltsamen Ehe, aber er sprach nicht mehr mit seiner Tochter, und auch Richmod ließ sie nicht vor sich. Sie dachte an Blanca's spöttische Worte von den blonden sanften Frauen, die keine Treue halten können, hatte sie doch Recht gehabt! Aber sie selbst, Richmod, sie war ja auch blond gewesen und doch treu, sanft hatte sie freilich Niemand geheißen, und lag nicht hier ein Geheimniß verborgen? Hatte sie nicht Alfradis zu schnell verurtheilt?

Ruhelos wanderte das alte Mädchen in dem

düstern Hause auf und ab; die Freiheit hatte man ihr gegeben, aber man beobachtete sie scharf, und selbst ihr treuer Freund Albertus Magnus hatte seine Hand von ihr abgezogen.

„Wenn ich nur wüßte, ob man auch anderswo als in Köln leben kann,“ dachte sie jetzt manchmal. Sie, die ihre Vaterstadt nie verlassen hatte, bekam Sehnsucht hinaus in die weite, unbekannte Welt, in ein Land, wo man nicht fragte, ob sie die Heiligen verehre und ob sie an das Meßopfer glaube. Zwischenhinein aber dachte sie an Alfradis, und die Liebe war stärker als der Zorn, sie hüllte sich in ihren Mantel und wollte hinüber in das Haus der Trappen, da huschte eine schlanke Gestalt in ihr Kämmerlein, und laut weinend lag Alfradis in ihren Armen, von Leu gefolgt.

„Muß es sein, Alfradis?“ fragte dieser noch einmal. „Mußt Du Dir so weh thun?“

Es muß sein, mein armer Leu,“ entgegnete sie, „und ich will Dir ein gutes Weib werden, wenn Muhme Richmod mich segnet. O, glaubt mir's doch, daß ich ihm treu bin, wenn ich auch untreu bin!“ schrie sie auf in wildem Schmerz, und jetzt glaubte ihr Richmod.

Sie legte die Hände der Beiden in einander und sagte ernst: „Ein dunkles Verhängniß führt Euch zusammen; ich kann den Schleier nicht lüften, der über Eurem Geschick liegt, möge es heller für Euch Beide werden, als es den Anschein hat. Gott segne Euch!"

In festem Druck erfaßte Leu Alfradens eiskalte Hand, er wollte ihr das Leben leicht und lieb machen, aber es war keine Freude in seiner Seele. Er hatte sie doch seit Jahren geliebt, und seit er wußte, daß sie sein Weib werden wollte, aber ohne Liebe, gezwungen durch ein dunkles Verhängniß, da war es ihm, als liege auch seine Liebe in Stücke zerbrochen vor ihm und als begehe er einen Treubruch ohne zu wissen an wem.

Das war Alfradens Brautstand!

Zehntes Kapitel.

Am Altar.

Die Liebe ist ein Falk, der aus dem Himmel
Der Augen herabschießt auf das Feld des Herzens.
Arabisch.

Eine festlich gekleidete Menge drängte sich nach der Stolkstraße in die Kapelle des Dominikanerklosters, die der heiligen Maria Magdalena geweiht war; dort sollte Pater Albertus heute ein fremdes, hispanisches Fräulein taufen und dann den jungen Steinmetz Leu trauen mit Alfradis, des alten Rudolf von der Trappen Tochter. Es war wohl das erste Mal, daß eines Patriciers Kind ihre Hand einem aus den Zünften gab, und man sagte, der Erzbischof selber habe schließlich den Freiwerber gemacht, weil sich die beiden doch gar so lieb hätten, daß sie nimmer von einander lassen wollten. War

das nun auch in Wirklichkeit etwas anderes, darin hatte der Volksmund recht, daß der Erzbischof selbst, auf Wolfs Drängen, dem alten Trappen zuletzt zugeredet hatte, milder gegen seine Tochter zu verfahren.

Erzbischof Konrad hatte sich mit der Stadt versöhnt, eine feierliche Sühne war ausgerufen worden, Friede und Fröhlichkeit herrschten in den Mauern Kölns, auch die Alten und die Zünfte hatten sich die Hände gereicht, und die Heirath zwischen Alfradis und Leu sollte das äußere Zeichen der Versöhnung sein. Alfradis erfuhr von alledem wenig, aber in Leu's Herzen wallte immer mehr Bitterkeit auf. War er denn nur ein Spielball in der Hand anderer? Hatte er selbst keinen freien Willen? Nach außen hin blieb er derselbe stille Mensch, der er immer gewesen, aber in seinem Herzen wogte und rang es unklar durcheinander. So kam sein Hochzeitstag; sie erzählten ihm viel von der Ehre, die ihm widerfuhr, daß ihn der Pater Albertus trauen wolle, der sich so hochverdient um den Frieden zwischen der Stadt und dem Erzbischof gemacht habe, sie erzählten ihm, der Kirchenfürst selbst werde zugegen sein; aber was ihn sonst vielleicht mit Stolz erfüllt hätte, heute glitt

es achtlos an seinem Ohr vorüber: er sah seine bleiche Braut an, die braunen Augen blieben gesenkt, sie erhoben sich nicht in Liebe zu ihm, und es kam doch plötzlich ein heißes Verlangen nach Frauenliebe über ihn, so heiß wie nie, das aber wußte er, Alfradis werde dieses Verlangen nie befriedigen, denn ihr Herz gehörte ihm nicht, und gerade nach einem Herzen, das voll und ganz nur ihm allein gehörte, dürstete er vergebens auf der Schwelle zum Traualtar.

Der Trauung des Brautpaars sollte Blanca's Taufe vorangehen; sie hatte Richmod zu ihrer Pathin verlangt und auch darauf bestanden, daß sie künftig wieder bei ihr wohnen dürfe, und Pater Albertus hatte es durchgesetzt, daß ihr diese Bedingungen gewährt wurden. Doch durfte sie Richmod vor der Taufe nicht sehen, überhaupt nichts von Welthändeln erfahren; so erhielt sie auch keine Kunde von der bevorstehenden Heirath Leu's mit Alfraden.

Prächtig geschmückt war die kleine Kapelle, die bei weitem nicht alle fassen konnte, die ihr zuströmten, sodaß die meisten draußen auf der Gasse stehen mußten; der Weihrauchduft vermischte sich mit dem der Blumen, Kerzen flammten und Orgelklang

ertönte. Der Brautzug betritt die Kapelle. Die prächtigen Gewänder, die wehenden Schleier verbergen es, wie bleich das Brautpaar ist. Von der andern Seite her kommt ein zweiter Zug, zwischen Richmod und einer kölnischen Patricierfrau, gefolgt von zwei greisen Patriciern, die ebenfalls Pathenstelle versehen sollen, schreitet Blanca einher, weiß gekleidet, die Hände über der Brust gefaltet, die Augen gesenkt. Jetzt hebt sie dieselben, ihr erster Blick trifft Leu; sie sieht das bräutliche Mädchen nicht an seiner Seite, sie sieht überhaupt nichts als ihn, den Geliebten, den sie seit Monden nicht erblickt, sie denkt nicht an die heilige Handlung, sie schaut hinüber nach ihm, mächtig flammt es auf in den dunklen geheimnißvollen Augen, verlangend und doch so süß zagend, so mädchenhaft verschämt zugleich; vor seinen Augen aber zerreißt mit einem Mal der Schleier, der darum gelegen, jetzt weiß er, was sie alle längst gewußt haben, daß dieses schöne Mädchen ihn liebt, daß da drüben das ganze volle Herz für ihn schlägt, nach dem er sich sehnt und auch er vergißt für einen Augenblick Braut und Altar, ein Blick trifft das Mädchen, vor dem sie wonneschauernd erbebt, dann faßt sie sich, die Augen senken sich wieder auf das Crucifix in

ihrer Hand und langsam schreitet sie zum Taufstein. Nicht so rasch vermag sich Leu zu fassen, seine Augen folgen ihr, es ist, als offenbare sich ihm heute ein Geheimniß nach dem andern; er hat immer gewußt, wie schön Blanca ist, aber ganz und voll sieht er's erst heute, und dann schießt ihm der Gedanke durch den Kopf: Du bist an eine andere gebunden! Wie kommt er, der stille, fromme Leu, zu so argen Gedanken? Er hört den Schlag seines Herzens, und wie im Fieber faßt er nach Alfradens Hand. „Muß es sein, Alfradis?" fragt er, nur ihr hörbar. Wenn sie Nein sagte, wenn sie ihn frei gäbe, er würde auf das dunkeläugige Frauenbild zustürzen, das dort am Taufstein steht, und es in seine Arme reißen; die stille, langjährige Neigung zu Alfradis, sie ist verweht vor dem Gluthhauch der Leidenschaft, die über ihn gekommen. „Muß es sein?" flüsterte er, und Alfradis, nur Fürsorge für ihr Herz in seiner Frage sehend, antwortete leise: „Es muß sein, mein armer Leu!"

„Und so taufe ich denn im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Blanda Maria," klang es durch die Kapelle. Leu hörte nichts mehr, bis ihn eine vermehrte Unruhe, die durch die

ganze Kirche ging, darauf aufmerksam machte, daß die eine heilige Handlung zu Ende sei und die andere beginnen müsse. Noch einmal sah er hinüber nach Blanca oder nach Blanda, wie sie nun hieß, noch ein Blick von ihr traf ihn, dann schritt er fest und ohne zu zögern an den Altar. Jetzt wurde auch dem unglücklichen Mädchen dort drüben alles klar, es rauschte und brauste vor ihren Ohren, die ganze Kirche drehte sich mit ihr herum; von der höchsten Höhe der Seligkeit, zu der sein Blick sie erhoben, war sie herabgestürzt in die tiefste Nacht. Er führte Alfradis heim, sie wußte es ja, daß er sie geliebt seit Jahren, aber was hatte denn jener Blick bedeutet und warum waren sie beide so bleich? Da, als sie eben fast ohnmächtig zusammengebrochen wäre unter der Wucht des Schlages, der sie getroffen, fiel ihr Auge auf Wolf, der im Zuge hinter seinem Bruder herging. Er hatte zwar nicht auf seinen Bruder und Alfradis geachtet, in Blanca's Gesicht aber war ihm keine auch noch so leise Veränderung des Ausdrucks entgangen. Ihre leuchtenden Augen beim Anblick des Geliebten hatten ihm mit Grimm und Neid erfüllt, jetzt blitzte es triumphirend in dem seinigen auf, als er sah, wie sie, die Wahrheit er-

kennend, mit einer Ohnmacht rang. Diesen Blick aber des Triumphes fing die Unglückliche auf und sie wußte jetzt, wem sie ihr Geschick verdankte. Da wachte der Stolz auf, der in ihrer leidenschaftlichen Seele lebte, der Mann da drüben sollte nicht über sie triumphiren; ruhig hob sie das Haupt, ihre Augen blickten still nach dem Altar hinüber, und als sie alle glückwünschend zu dem Brautpaar traten, da sprach sie mit klangvoller Stimme auch ihren Segenswunsch, ja, sie neigte sich herab und küßte Alfradis' Stirn, dann ergriff sie Richmods Hand und verschwand mit ihr.

Wolf knirschte vor Zorn; er hatte sein Spiel verloren und am Glücke seines Bruders begann er jetzt schon zu zweifeln.

Es war fast Nacht; Leu hatte sein junges Weib in das Haus mit den herrlichen Spitzbogen geführt, das sein Vater sich erbaut, da schritt Pater Albertus langsam dem Hause am Filzengraben zu. Er fand schnell Einlaß bei den beiden einsamen Frauen, die weinend und betend bei einander saßen. Blanda, wie sie nun hieß, hatte rückhaltslos Richmod ihr Herz ere schlossen, und diese ihr mitgetheilt, wie wunderlich Alfradis sich gezeigt, wie sie immer noch behauptet habe, Hans treu zu sein.

„Glaub mir's, Kind," tröstete sie Blanda, „sie hat es so schwer wie wir beide."

„Wißt Ihr, Muhme, was wir thun wollen," nahm Blanda das Wort, „wir wollen fort von hier, in die weite Welt hinauspilgern, zum heiligen Grabe meinetwegen."

Richmod schüttelte den Kopf. „Gern thät ich's, denn mir ist's nicht mehr geheuer hier, aber was soll Hans sagen, wenn er kommt und findet mich nicht einmal, um ihn über Alfradis zu trösten? Nein, Kind, laß Du uns beisammen bleiben und unser Kreuz tragen, verlaß Du mich nicht auch noch!"

Und Blanda drückte den Kopf in Richmods Schooß, sie wußte, die verstand ihre Schmerzen am besten, denn sie hatte Aehnliches erduldet.

„Wißt Ihr, Muhme, flüsterte sie, „daß ich noch einmal in den Rhein gesprungen wäre, wenn eins nicht gewesen wäre!"

„Was denn, Du Heidenkind, das nimmer eine Christin wird trotz der Taufe?"

„Sein Blick," hauchte sie, „er hat mich angesehen, Muhme, ich kann's Euch nicht beschreiben, wie es war, als hätte er mich mit seinen Augen geküßt,

und um den Blick bleib ich leben, nicht weil Eure Priester sagen, man dürfe sich nicht tödten."

Richmod machte ihr das Zeichen des Kreuzes über die Stirn, als könne sie mit diesem heiligen Zeichen, das sie sonst sehr wenig anwandte, den Dämon bannen, der in der Seele dieses jungen Weibes zu toben schien.

„Blanda," sagte sie leise, „sie haben Dich getauft, Du bist nun eine Christin geworden, Du bist es geworden um meinetwillen, ich weiß es, willst Du nun von mir ein anderes Christenthum lernen, als das der Priester, das Dein Herz still macht?"

„Mein Herz," entgegnete das Mädchen und legte die Hand auf die Brust, „das machen nur zwei Dinge still, seine Liebe oder der Tod."

„Hab's auch gedacht," nickte Richmod, „folg' mir nur ein Weilchen."

„Ich will's thun," erwiderte sie träumerisch, „wenn ich daran denken darf, wie er mich angesehen."

Muhme Richmod erwiderte nichts; sie hätte wohl manches dagegen sagen können, aber es gibt Stunden, da man einem Herzen besser seinen Willen läßt, als ihn mit Worten durchkreuzt.

So fand Albertus die zwei Frauen, aber auch er sah bald ein, daß hier vieles Reden vom Uebel sei, und wollte sich bald entfernen. Da warf ihm Blanda fast zürnend die Frage hin: „Wollt Ihr's noch behaupten, frommer Vater, daß Gott Gebete erhört?"

„Willst Du es bezweifeln, unmündiges Kind?" sagte er mit ungewöhnlicher Härte.

„Aber nicht alle Gebete erhört er," schrie Blanda auf, „gerade die heißesten und glühendsten nicht!"

Da wich die Strenge aus dem Antlitz des Dominikaners, und mild entgegnete er: „Gott erhört jedes Gebet, mein armes Kind, wenn auch oft anders als wir meinen; er wird auch Dich erhören!"

Der feste, milde Ton verfehlte seines Eindrucks nicht; wie eine Prophezeiung klangen ihr seine Worte, wenn sie auch deren tiefern Sinn nicht erfaßte oder nicht erfassen wollte. So verließ er die beiden Frauen.

Als er am andern Morgen seinen Hörsaal betrat, saß Leu ruhig und gemessen unter seinen Schülern wie immer, er folgte ihm in seine Zelle wie immer, plötzlich schrie er laut auf und breitete

beide Arme aus. Zu gleicher Zeit wurde ein Apage, Satanas! laut. Neben Leu stand Thomas von Aquino, Albertus' Lieblingsschüler, und ihm gegenüber Blanda Maria, der Täufling von gestern. Albertus hatte, durch einen dienenden Bruder abgerufen, die Zelle verlassen, Leu stand wie angewurzelt, Thomas von Aquino aber entsetzt über die Mädchengestalt in der Zelle des Dominikaners, die er nur für einen Höllengeist halten konnte. Er stürzte auf sie zu und schlug mit geballter Faust auf die Gestalt los; ein eigenthümliches Aechzen ward hörbar, und in Stücke zertrümmert fiel das mechanische Kunstwerk, an dem Pater Albertus so manches Jahr gearbeitet, zusammen. Eine graue Masse, kalt und glänzend, floß über den Boden dahin; es war das Quecksilber, welches in das hölzerne Bild eingefügt gewesen war und ihm die Bewegung verliehen hatte. Beschämt und bestürzt stand der heißblütige Italiener vor dem zertrümmerten Kunstwerk; jetzt wußte er, wer die Geister waren, die seinen Lehrer bedienten und von denen der Volksmund so viel fabelte, Geschöpfe seiner eigenen geschickten Hand, seines eigenen reichen Geistes. Da trat der Meister selbst in seine Zelle, einen wehmüthig strafenden Blick warf er auf

den Schüler, dann beugte er sich nieder, um zu sehen, ob noch etwas von dem Kunstwerk zu retten sei. In demselben Augenblick stieß Leu, welcher der raschen That des Italieners wie erstarrt zugesehen hatte, einen lauten Schrei aus und warf sich neben dem zertrümmerten Bilde auf die Kniee.

„Blanca, Blanca,“ rief er in Tönen des tiefsten Schmerzes, „sie haben Dich erschlagen, weil Du mich liebtest, das sind Deine Hände, ich soll sie nicht küssen, das sind Deine Augen, und ich soll sie nicht mehr sehen, o, o —“

Und laut weinend suchte er die einzelnen Stücke zusammen.

„Leu,“ unterbrach ihn Albertus scharf, „Du knieest ja vor einem Bilde, und was kümmert Dich ein anderes Frauenbild, Du hast ein Weib daheim!“

„Habe ich das?“ fragte er mit irrem Blick. „Hat sie mein Lieb erschlagen lassen, mein schönes, schwarzlockiges Lieb; ja, ja, das blasse blonde Weib hat's gethan!“

„Leu!“ rief der Dominikaner entsetzt und schlug das Kreuz.

„Wie kommt sie in Deine Zelle?“ sprach Leu

tonlos, immer mit demselben abwesenden Blick. „Du bist ein Mönch, was geht Dich das Mädchen an?“

„Weißt Du denn, wessen Züge dieses Bild trägt?“ forschte Albertus, um seine Gedanken abzulenken. „Hast Du Pietysila je gesehen?“

Wild auf lachte der Steinmetz, „Pietysila, Blanca ist's!“

„Sie ist ihr ähnlich, sehr ähnlich,“ murmelte der Dominikaner, „ich habe oft gedacht, sie müsse ihre Tochter sein!“

„Sie ist es, sie und keine andere,“ jammerte Leu, „und sie haben sie erschlagen, weil sie mich liebte!“

Die beiden Dominikaner sahen sich an, sie beteten, sie suchten den Unglücklichen zu beruhigen, zu entfernen, sie brachten ihn nicht fort von dem zertrümmerten Bilde, das er mit beiden Armen umfaßte und mit den zärtlichsten Namen rief. Albertus griff zu seiner letzten und mächtigsten Waffe; er begann den bösen Dämon zu beschwören, der sich nach seiner Meinung des bis dahin so sanften und lenksamen Leu bemächtigt hatte; vergebens, seine Klagen um die erschlagene Geliebte wurden nur heftiger und er konnte nur stumm im herbsten Weh mit dem

Kopfe nicken, als Thomas von Aquino die schreckliche Wahrheit erkennend, die Hand auf seinen Arm legte mit den Worten: „Laßt es gut sein, Vater Albertus, Gott sei uns gnädig, Leu Steinmetz ist wahnsinnig geworden!“

Elftes Kapitel.

Es klopft.

Herz und Schmerz — o wollt mir diesen
Ewig alten Reim nicht schelten,
Denn wo Menschenherzen schlagen,
Müssen sie auch Schmerzen tragen!
Fliegende Blätter.

Der Regen rauscht in Stömen, dunkel und unheimlich liegt das alte Köln. Durch die Straßen huscht jetzt nur die Schande, das Verbrechen, Unruhe ist überall in der heiligen Stadt Köln wie im ganzen heiligen römischen Reich deutscher Nation. Wo sind die kühnen Gedanken, die großen Pläne geblieben, die Wilhelm von Holland hegte für eine neue Größe und Herrlichkeit des deutschen Reiches? Wer fragt noch nach ihm! Trotzig schließt sich jeder Fürst, jede Stadt in ihrem Gebiet ab und sucht für sich selbst so wichtig zu werden wie nur möglich.

Wer will es ihnen verargen! Was sollen sie sorgen fürs Allgemeine, für das Reich, wo doch das Allgemeine, das Reich, sich nicht im geringsten um ihre Noth kümmert! Wilde Fehde herrscht überall, kein Oberhaupt, kein starker, mächtiger Kaiser thut Einhalt, selbst die Kirche verliert die Macht, denn nicht nur die Arme heben sich dräuend wider einander, auch in den Seelen wacht ein seltsamer Geist des Trotzes auf. Das Leben liegt schwer auf allen Ständen, sie suchen nach Trost und wenden sich zu der, die ihnen Trost verspricht, zur Kirche. Aber statt Trost finden sie dort Unruhe, Streit, schreiende Mißbräuche; blind sollen sie sogar die Gedanken ihr unterwerfen, sonst lodert der Scheiterhaufe, und je strenger jede Ketzerei geahndet wird, je mehr wird ihrer. Sie fangen an zu forschen und zu studiren, ungelehrte Laien sogar, heimlich beten einzelne in deutscher Sprache, ja, eine dunkle Sage geht, es gäbe nicht nur in Frankreich und in Italien, es gäbe sogar in Deutschland Ketzer, die es wagten, mit ihren Lippen den Kelch zu berühren, der nur dem Priester gestattet ist. Richmod Hardefaust stand ja längst in diesem Verdacht, und wenn es auch gelungen war, sie vom Tode zu erretten, sicher war

sie nicht mehr, dafür sorgte Wolf. Ein bitterer Haß, der kaum noch Grenzen kannte, war über ihn gekommen, seit alle seine Pläne fehlgeschlagen waren; wohl war Alfradis seines Bruders Weib geworden, aber der Wahnsinn umnachtete seinen Geist, und Blanca stand ihm ferner als je. Blieb also sein Herz unbefriedigt, seinem Ehrgeiz geschah genug, denn höher und höher stieg er in des Erzbischofs Gunst; Richmod erfuhr's mit leisem Bangen, sie wußte, daß er ihr Todfeind war und daß sie eigentlich keine andere Hülfe gegen ihn hatte, als den Pater Albertus. Sie hatte sich in ihren Stuhl zurückgelehnt; die kleinen Hände hielten Blanca's weißen Hals umfaßt, die, den Kopf in den Schoß der mütterlichen Freundin gelegt, in der den Orientalinnen eigenthümlichen Weise vor ihr kauerte. Man hörte in diesem abgeschlossenen Raume nichts von dem Unwetter draußen, an den dicken Mauern brach sich auch der heftigste Sturm. Ein einziges Licht brannte mit trüber Flamme, und wie aus einer andern Welt schienen die leisen Worte zu kommen, die Blanda flüsterte, während ihre großen Augen ins Leere zu blicken schienen. So leise sie aber auch sprach, Richmod verstand doch jedes Wort,

und zuweilen neigte sie sich etwas vor, um die schöne Stirn des Mädchens zu küssen. So aber flüsterte Blanda: „Am Guadalquivir in einem grünen Thale liegt des Islams heiligste Stadt in Europa; hast Du den Namen Cordova schon einmal gehört, Richmod, er klingt allein schon wie Musik in mein Ohr. Dort bin ich geboren. Palmen nickten über das flache Dach unseres Hauses, Säulen umgaben den Hof, in dessen Mitte der Springquell rauschte. Goldene Kugeln tanzten in seinem silbernen Strahl auf und ab, ich wollte sie haschen und die Tropfen spritzten mir ins Gesicht. Wenn ich in die Thür des Hofes trat und verstohlen durch das Haus lugte, dann sah ich auf die gewaltige Moschee, die einst Abderrahman el Dakehl gegründet, um den Gläubigen Europas die Pilgerfahrt nach Mekka zu ersparen. Cordova ist so heilig wie Mekka und das Heiligste ist seine Moschee mit ihren tausend Säulen; tausend, sage ich, aber wer hat sie gezählt, alle diese Säulen und Pfeiler, ein Wunder der Welt ist die Moschee von Cordova; es ist lange her, daß ich sie nicht mehr gesehen, aber vergessen werde ich sie nie. Und in der Stadt, o Richmod, wie blüht's da von Poesie und Kunst; ‚sie sprechen besser arabisch in

Cordova als in Arabien selbst,' sagte mein Vater so oft, die Wissenschaften blühen, Mathematik, Astronomie und Medicin, die Scheidekunst und die Kabbala, schwarze Magie und weiße Magie. Mild sind die Sitten wie die Luft; freilich die Frauen sind einsamer als hier, aber die Liebe kennen wir drüben auch und unsere Augen leuchten feuriger als die Euren. In der Stille bin ich aufgewachsen, ein großer Gelehrter war mein Vater; sie sagen, er sei ein Franke gewesen und nur zum Islam übergetreten, um alle Geheimnisse arabischer Wissenschaft, die sich dem Giaur nie erschlossen hätten, zu ergründen. Still und traurig war mein Vater immer, aber so gut und sanft, wie ich nur noch Einen gekannt habe, Einen, dessen Geist jetzt in Banden liegt um meinetwillen. Alle Gebote des Islams befolgte mein Vater, nur einen Harem hielt er nicht; eine alte Sklavin bediente mich, eigentlich aber war ich immer um ihn. Ich saß zu seinen Füßen, wenn er studirte, ich wurde seine Schülerin und galt mit sechzehn Jahren schon für eine große Gelehrte. Reiche und Vornehme wollten mich in ihre Paläste führen, aber ich mochte mich nicht von meinem Vater trennen. Ich war ein glückliches, sorgloses

Kind damals, trotz meiner Gelehrsamkeit, nur Eins lag schwer auf meiner Seele: ich hatte keine Mutter und allen Fragen nach meiner Mutter wich mein Vater aus. Als ein zweijährig Mägdlein hatte er mich nach Cordova mitgebracht, nie aber hatte Jemand erfahren, wer meine Mutter war. Als ich erkannte, wie weh ihm jede Frage nach ihr that, schwieg ich, aber heimlich grübelte ich über das Geheimniß nach. Ich wußte genug von den Sitten der Franken, der Christen, um mir lange, wunderliche Geschichten auszudenken; mochte mein Vater immerhin den Islam angenommen haben, er erzog mich doch nur äußerlich darin, innerlich war ich den Christenmädchen ähnlicher als den Araberinnen. Freilich in der Religion der Christen unterwies mich mein Vater nicht, aber auch eben so wenig in der des Islams; versteh mich recht, Richmod, ich wußte von beiden alles, was mich ihre heiligen Bücher lehrten, die ich studirte, aber geglaubt haben wir eigentlich an keine von beiden, mein Vater und ich, und doch hattest auch Du Unrecht, wenn Du mich zuweilen Heidenkind nanntest. Gelacht habe ich manchmal über Eure Priester, als sie mich vor meiner Taufe in Eurer Religion unterwiesen, ich

wußte mehr davon als sie, aber mein Vater und ich dienten Gott auf andere Weise, wie ich's auch Dir nicht sagen kann, weil es ein tiefes Geheimniß ist, das zu enthüllen nur wenig frommt. Da fuhr's wie der Blitz in unser stilles Leben: eines Tages kam mit reichem Gefolge ein schönes Weib in unser Haus; nicht mehr jung, aber liebreizend anzuschauen wie der seligen Engel einer, und übermächtig zog es mich hin zu ihr. Sie sagten mir nicht, wer sie sei, aber ich wußte, daß meine Mutter vor mir stand, die mich an ihr Herz zog, mit ihren Küssen bedeckte. O, Richmod, Richmod, warum bin ich damals nicht gestorben, ich war nie so glücklich gewesen vorher, und bin's hernach auch nur einmal gewesen, am Altar, als Leu's Augen mich küßten; ich hatte eine Mutter und jauchzend führte ich sie zu meinem Vater. Der wurde bleich wie eine Leiche, als er das wunderschöne Frauenbild erschaute, und wehrte sie mit beiden Händen ab, die vor ihm in die Kniee sinken wollte. Mir befahl er streng, mich zu entfernen, in dem Tone, den ich wohl kannte und der keinen Widerspruch litt. Was die Beiden zusammen gesprochen, ich weiß es nicht, ich habe es nie erfahren, warum sie sich getrennt, wenn ich es

jetzt auch ahne; aber das weiß ich, mein Vater war dem Liebreiz meiner Mutter unterlegen, vor dem er vielleicht einst geflohen war, denn der stolze, finstere Mann wurde ihr Sklave, der nicht mehr ohne sie leben konnte. Das ganze Haus schien hell geworden, seit meine Mutter darin weilte, überall klang ihr Lachen, ihr Singen, aber mich überfiel ein seltsam Bangen. Schön wie ein Engel war meine Mutter, aber sie hatte kein Herz, keine Seele, hohl und leer muß es in ihrer Brust gewesen sein. Nur was ihr Freude machte, ihre Launen befriedigte, war für sie auf der Welt, ob sie Andern damit wehe that, kümmerte sie nicht, sie hatte auf Klagen keine andere Antwort, als jenes harte, seelenlose Lachen, das mir die Brust zerschnitt, wenn ich es nur hörte. Ein wildes Leben begann in unserm Hause, meine Mutter haßte die Einsamkeit, und mein Vater verließ die stille Zelle des Gelehrten, nicht aus Lust an dem bunten Treiben, sondern aus Eifersucht auf sein Weib, das ihn einst verlassen und das er nicht aufgehört hatte zu lieben. Gesagt hat er mir das Alles nicht, aber ich wußte es doch; ich sah, wie die Angst an ihm nagte, sie könne ihn zum zweiten Male verlassen; das hat ihm Gott gnädig erspart.

Mitten in dem wilden Leben übereilte ihn der Tod, ich sah auch da kaum eine Wolke über meiner Mutter klare Stirn gehen, und wenn es doch der Fall war, so war's nicht Trauer um den Todten. Immer unheimlicher wurde mir diese Frau, und doch war ich an sie gebannt; ich blieb bei ihr, als sie meinen Vater begraben hatte und nicht mehr in Spanien bleiben wollte. Ruhelos und rastlos war sie, aber sie konnte ihre Launen mehr als je befriedigen, denn mein Vater hatte ihr all sein Vermögen hinterlassen. Laß mich schweigen von dem Leben, Richmod, das sie führte; wir zogen von einer Stadt zur andern, mit vollen Händen verschwendete sie ihre Habe und das Fürchterlichste von Allem war, daß ich mehr und mehr erkennen mußte, meine Mutter sei nicht nur herz- und gewissenlos, sie sei eine Verlorene, nicht besser als der fahrenden Dirnen eine. Da war mir's, als fasse mich der Wahnsinn und böse Gedanken zuckten durch meine Seele; wir kamen nach Köln. ‚Da lebt der einzige Mann, den ich geliebt,' sagte meine Mutter mit ihrem harten kalten Lachen, ‚o, hätte er mein sein können, ich wäre anders geworden!' Ich habe sie nicht nach seinem Namen gefragt, wozu auch, in mir war

alles zerbrochen und die ganze Welt galt mir nichts. Da geschah das Entsetzlichste, meine Mutter wollte mich zwingen, auf ihren Wegen zu gehen, sie wollte mich hinabziehen in den Sumpf, neben dem ich hergeschritten war bis dahin, und, Richmod, ich fühlte es, wie mich die Kraft verließ, wie der Sumpf anfing ein anderes Bild zu zeigen, wir waren aufgebrochen von Köln und wollten dem Süden zu; ich entfloh, und als die Nacht kam, Du weißt es ja, sprang ich in den Rhein, aus dem mich Hans Hardefaust rettete, ohne daß ich es ihm dankte."

Ein donnernder Schlag, der draußen gegen die Hausthür geführt wurde, unterbrach die Sprecherin, beide Frauen fuhren auf.

„Es klopft!" rief Blanda.

„Das ist mein Hans, so wahr ich lebe," jauchzte Richmod auf, „so donnert die harde Faust ans Thor!"

Mit jugendlicher Ungeduld eilte die alte Jungfer hinaus, Blanda blieb in Sinnen verloren zurück, bald aber wurde die Thür geöffnet, Sporen klirrten, ein schwer geharnischter, behelmter Mann trat ein, der trug Richmod Hardefaust wie ein Kind in seinen

mächtigen Armen und ließ sie erst nieder, nachdem er sie mehr als einmal an seine breite Brust gedrückt hatte. Das Visir des Helms war zurückgeschlagen und Hans Hardefausts graue Augen blitzten hinüber zu Blanda, die sich erhob und ihm die Hand hinreichte.

„Ich grüße Euch, Hans Hardefaust," sprach sie in ihrer ernsten Weise, „wir redeten eben von Euch!"

Mit ritterlichem Anstand neigte sich der junge Patricier über die Hand der Dame und Blanda athmete wie erleichtert auf; es war keine Spur von Zärtlichkeit und Liebe in seinem Benehmen.

„Wo kommst Du so wild daher, mein Hans?" fragte Richmod zwischen Lachen und Weinen. „Fürchtest Du nichts für Dich, bist Du nicht gebannt aus der Stadt?"

„Ich bringe kaiserliche Botschaft," entgegnete Hans ruhig, „den Abgesandten des Kaisers muß auch der Erzbischof fürchten, trotz seines Pfaffenkönigs; mein erster Weg aber war zu Euch, Muhme Richmod, und nun sagt mir, ist mein herziges Lieb, meine süße Alfradis, wohlauf und harrt sie meiner?"

Bleich und stumm sahen ihn die beiden Frauen an.

„Du bist ihr treu geblieben?“ fragte endlich Richmod mit bebender Stimme.

„Soll ich Euch Beichte ablegen in der ersten Stunde, Muhme,“ entgegnete er launig und nahm den Helm ab; sein Gesicht war gebräunt, die Locken dunkler gefärbt, die grauen Augen blitzten in dem alten tollen Uebermuth. Gezähmt hatte den das Leben noch nicht.

Richmod suchte noch immer nach einem Ausdruck, nach der rechten Weise, wie sie ihm die Kunde von Alfradens Vermählung mittheilen sollte; da durchzuckte es ihn wie eine böse Ahnuug.

„Muhme,“ schrie er entsetzt auf, „ist Alfradis todt?“

Keine Antwort; aber jetzt näherte sich ihm Blanda, und ihn mit den großen dunkeln Augen mitleidig anschauend, sagte sie mit fester Stimme: „Tragt's als ein Mann, Hans Hardefaust, was Euch doch nicht verborgen bleiben kann; böser Dinge Schauplatz ist Köln gewesen, und das Böseste von Allem ist, daß Alfradis von der Trappen das Weib Leu's des Steinmetzen geworden ist!“

Schwer fiel die Faust des Mannes auf den

Tisch, der vor ihm stand, so daß die Platte in zwei Stücke zersprang.

„Leu," schrie er auf, „das soll er büßen!"

„Er kann nichts büßen, Hardefaust," sprach Blanda weiter, „sein Sinn ist umnachtet, sein Geist getrübt, in entsetzliches Elend schaut Ihr hinein, Alfradis ist das Opfer eines Bubenstücks geworden; sie war Euch nicht untreu, aber Wolf der Steinmetz war's, der ihr böser Dämon wurde!"

Wie betäubt schaute Hans Hardefaust noch immer vor sich hin, er konnte das Furchtbare noch nicht fassen, aber auch Richmod blickte erstaunt auf die Sprecherin. Blanda vertheidigte Alfraden und schien jetzt mehr von deren Schicksal zu wissen als sie selbst. Hatte Alfradis zu Blanda gesprochen? Sie war mehrmals in der letzten Zeit im Dämmerlicht in Blanda's Kämmerlein geschlichen, aber auch Richmod hatte nicht erfahren, was die Beiden da mit einander geredet hatten. Blanda war ja geheimer Wissenschaften kundig, sie hatte vielleicht von ihr ein Mittel gewollt gegen ihres Mannes Uebel.

„Wolf Steinmetz!" wiederholte Hans Hardefaust ingrimmig. Er kannte den Namen seines Feindes und das that ihm gut. Ich werde ihn

finden," murmelte er, und Blanda's Herz schlug höher. Hatte Wolf nicht auch sie zum Tode getroffen, sie haßte ihn so glühend wie sie Leu liebte, und sie sandte den Rächer hinter ihm her.

Plötzlich fuhren sie alle drei zusammen; es hatte wieder geklopft, aber nicht donnernd, erschütternd wie vorhin, sondern schüchtern, vom Winde fast verweht. Jetzt eilte Blanda hinaus und im nächsten Augenblick stand Alfradis im Gemach.

Vergebens hatte Blanda versucht, sie zurückzuhalten, sie warf das schwere Regentuch ab, in welches sie sich gehüllt hatte, und nun stand sie Hans Hardefaust gegenüber, unerwartet, ohne jede Vorbereitung.

Ein wimmernder Klagelaut, der den Dreien, am meisten aber wohl dem Manne ins Herz schnitt, entrang sich ihrer Kehle; sie wäre zu Boden gestürzt, hätte Blanda sie nicht gehalten. Hans trat einen Schritt vor, aber entschlossen schob Richmod ihre kleine Gestalt zwischen Beide.

„Nicht weiter," sagte sie mit fester Stimme, „Ihr Beide dürft jetzt kein Wort miteinander sprechen, nicht eins. Alfradis, mein armes Kind, was wolltest Du zu so später Stunde?"

Mit der Hand strich das unglückliche junge Weib über das zarte Gesicht, die braunen Augen blickten hülflos ins Weite; offenbar wußte sie nicht mehr, was sie gewollt hatte. Ihre Augen sahen nur den verlorenen Geliebten, in dessen Angesicht es zuckte wie Zorn, Leidenschaft und Mitleid zugleich. Richmod seufzte tief auf; sie hatte sich in letzter Zeit manchmal auf dem Gedanken ertappt, Hans möge Alfraden vergessen haben; war nicht Blanda frei; er hatte sie einst geliebt, und konnten die Beiden sich nicht zusammenfinden? Jetzt in diesem einen Augenblick sah sie, daß der Gedanke eine Täuschung war; nun Hans wieder vor ihr stand, wurde sie sich auch wieder ganz seines trotzigen Sinnes bewußt, der am liebsten nach dem verlangte, was unerreichbar schien.

„Was wolltest Du, Alfradis?“ fragte jetzt Blanda; auch ihre Seele wallte über von Mitleid, ihre bessern Eigenschaften gewannen die Oberhand; sie kannte ja den Schmerz aus eigener Erfahrung, der jetzt Schwertern gleich, Alfradens Seele durchbohrte.

„Ich wollte Dich holen,“ entgegnete sie tonlos, „er ruft Tag und Nacht nach Dir; Pater Albertus

sagte heute, er könne nicht gesund werden ohne Dich, willst Du ihn sterben lassen?“

„Es wäre vielleicht das Beste für uns alle Vier!“ murmelte Blanda.

„Nein, nein,“ schrie Alfradis, „ich will nicht seine Mörderin sein, auf meinen Knieen will ich Dich bitten, komm und rette ihn!“

„Ich komme,“ sagte Blanda, und ihr Herz wallte hoch auf; ohne sie konnte er nicht gesunden; wie oft hatte Alfradis es ihr in den letzten Wochen gesagt und sie hatte sich geweigert zu kommen; sie zitterte vor dem Wiedersehen, mochte es zum Leben oder zum Tode führen, für sie war er doch verloren. Mehr und mehr hatte sich Alfradis in ihrer Angst, in ihrer Verzweiflung an sie geklammert, hatte ihr die ganze Geschichte ihrer unseligen Heirath anvertraut; sie begann dunkel zu ahnen, was zwischen Leu und Blanda vorgegangen war, und doch drängte es sie fast fieberhaft zu dem fremden Mädchen hin. Wie die schwache Spur eines Lächelns zog es über ihr süßes Gesicht. „Ich danke Dir,“ sagte sie weich, dann schob sie mit einer Entschiedenheit, die ihr sonst nicht eigen, Richmod beiseite und auf Hans zutretend, sprach sie sanft: „Mein lieber Hans, es

hat nicht sein sollen, was wir einst träumten, glaub nicht, daß ich Dir untreu war, und gedenke meiner nicht in Grimm und Groll!" Sie hatte ihm die Hand hingestreckt, der trotzige Mann sah es nicht, weil Thränen seine Augen verdunkelten; als sie ihm wieder hell wurden, war Alfradis mit Blanda verschwunden und er war allein mit Richmod.

Zwölftes Kapitel.

Ritterpflichten.

Der Staub kann wohl dem Staube sich vermählen,
Der Adler muß ein höher Ziel sich wählen.
Die Söhne des Thales.

Da wo die Landstraße von Köln ins Holländische führt, an den flachen Ufern des Rheines entlang bewegt sich ein Zug Reisender. Vorauf reiten schwer geharnischte Knechte auf starken Pferden, dann folgt, begleitet von zwei Herren in blinkenden Rüstungen, eine Dame auf einem Zelter. Schwerfällig zieht ein hochbepackter Wagen hinter ihnen drein und ein Fähnlein Reisiger schließt den Zug. Die Dame ist noch jung, sie hat ein volles, weißes Antlitz, stolze Züge und kluge blaue Augen; ihre Kleidung ist prächtig, von edlen Steinen blitzend; sie spricht viel und lebhaft, jetzt mit dem einen Herrn in deutscher, nun mit dem andern in hol-

ländischer Sprache; Beide vernehmen ihre Worte mit Ehrerbietung, schauen aber immer vorsichtig aus, ob sich nichts Verdächtiges auf der Landstraße zeige. Die Dame ist Elisabeth, die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Holland, des sogenannten deutschen Königs, eine braunschweigische Prinzeß, die von einem Besuche am Hofe ihrer Eltern zurückkehrt und sich zu ihrem Gemahl nach Utrecht begibt.

Grund genug, so ängstlich die Landstraße hinabzuspähen, hatten die Herren; zwischen denen von Amstel, einer angesehenen holländischen Familie, und dem Bischof Heinrich von Vianden war eine Fehde entbrannt, die zu schlichten Graf Wilhelm sich vergeblich bemüht hatte. Erzbischof Konrad von Köln, ein Vetter des Vianden, hatte sich in den Handel gemischt und fuhr eben rheinab, um dem Vetter mit seinem Rathe beizustehen. Die beiden Herren, von denen der eine mit dem blonden Haar, der auf seiner Rüstung den braunschweigischen Löwen trug, Thilo von Kalm geheißen, ein Landsmann der Gräfin, der andere, der Jonkheer Abel van Muyden, ein Holländer war, wußten, daß der Erzbischof dem Gemahl ihrer Herrin nicht eben freundlich gesinnt war; von dem gewaltigen Priester ließ sich Alles

fürchten, und so sahen sie immer mit einer gewissen Besorgniß bald vor, bald hinter sich. Ein Glück, daß die Ufer des Stromes immer flacher wurden, je weiter sie ritten; sie hatten eine unbeschränkte Aussicht, nirgends ein Berg, ein Abhang, hinter dem sich ein Feind verstecken konnte. Selbst der Wald trat so weit vom Ufer zurück, daß sie einem dort verborgenen Feinde mit leichter Mühe hätten entgehen können.

So vorsichtig nun aber auch die beiden Herren waren, sie waren es doch noch nicht genug, denn sie beobachteten nur die Land-, nicht die Wasserstraße, was wohl dem Braunschweiger leicht, schwerer dem Holländer zu verzeihen war, der doch wissen mußte, daß man ein flaches Ufer mit einem kühnen Sprunge leicht gewinnen kann. Ihm war doch das Wasser das vertrautere Element von Kindesbeinen an, aber der arme Jonkheer war mit seinen Gedanken noch immer in Braunschweig, wo es der jüngern Schwester des Thilo von Kalm, der lieblichen Margaretha, gelungen war, sein kaltes, nüchternes Holländerherz in lichte Flammen zu setzen. Viel hatte er nicht mit ihr reden können, denn er konnte wenig Deutsch und Margareta gar kein Hol-

ländisch, aber verstanden hatten sie sich doch, und Jonkheer van Muyden hatte es sich gelobt, Wunder der Tapferkeit zu thun, um danach die schöne Margareta heimzuführen in sein Vaterhaus zu Utrecht. Ueber seinen Liebes- und Kampfesgedanken vergaß er zwar nicht seine Pflicht, seine Fürstin zu schützen, aber doch den Rheinstrom scharf zu beobachten. Thilo von Kalm aber meinte genug gethan zu haben, wenn er die Landstraße beobachtete, im übrigen war jeder seiner Blicke auf seine junge Herrin gerichtet, für die er in ritterlicher Verehrung seit seiner Knabenzeit glühte. Frau Elisabeth wußte um die tiefe treue Minne, die Thilo von Kalm für sie hegte; trug er doch in jedem Turnier ihre Farben, ohne je ihren Namen zu nennen, darum hatte sie ihn sich auch als Begleiter erkoren bei ihrer Vermählung mit Wilhelm von Holland. Jetzt war sie daheim gewesen; Thilo von Kalm hatte sie abermals begleitet und kehrte wieder mit ihr zurück. „Ich weiß, daß ich mich auf Euch verlassen kann,“ hatte sie gesagt; das war der reiche Lohn für seine tiefe, klagelose Treue, für seine unerwiderte Minne. Jetzt sprach die fürstliche Frau, deren Reisegepäck der oben erwähnte Wagen enthielt, mit ihm von der

trauten Heimat, und Junker Abel fand es gerathen, endlich doch einmal einen Blick auf die Schiffe des Erzbischofs zu werfen. Plötzlich fuhr er zusammen, er sah da etwas, was ihm gar nicht gefiel; ein paar Boote wurden ausgesetzt, eine Anzahl bewaffneter Leute stieg in dieselben und rasch näherten sich die Boote dem Ufer. Eilig machte der Holländer den Braunschweiger darauf aufmerkam, der aber schüttelte den Kopf.

„Ich sehe keine Gefahr," meinte er lächelnd, „der Erzbischof wird seinen Leuten doch keinen gewöhnlichen Raubzug gestatten!"

„Es könnte auf eine Gefangennahme der Königin abgesehen sein," erwiderte der mißtrauische Holländer.

„Woher sollen sie auf den Schiffen wissen, daß es die Königin ist, die hier die Rheinstraße entlang reitet," warf der Braunschweiger hin, „wir haben ja mit allem Fleiß bisher kein Fähnlein entfaltet."

„Man kann doch nicht wissen," meinte unmuthig der Holländer, „diesem Priester ist nicht zu trauen, er hat seine Augen überall, bezahlte Augen die gut sehen."

„Ei, van Muyden," lachte die Fürstin, „Ihr

habt aber noch schärfere Augen, Ihr seht mehr als da ist. Indessen, ich habe keine Furcht, meine zwei Getreuesten aus der alten und neuen Heimat werden mich schon vor jeder Unbill schützen."

Ein lichtes Roth flog über Kalms Wange; er legte statt aller Antwort die Hand auf die Brust und Abel van Muyden verneigte sich ernsthaft.

„Da kommt ein Reiter hinter uns her," rief Kalm nachdem sie eine Weile schweigend fürbaß geritten waren, ohne daß Muyden seine Augen wieder von dem Strom abgewandt hätte; die Liebesgedanken waren zurückgedrängt und nur die Pflicht nahm ihn jetzt in Anspruch.

„Nein, es sind zwei," rief die Fürstin, die ebenfalls den Kopf gewandt hatte; „wohl Herr und Diener, sie sehen mir nicht eben feindlich aus!"

„Man kann nicht wissen," murmelte Kalm und die Fürstin rief übermüthig:

„Ja, wissen kann man's nie, und doch sollte gerade ich vorsichtig sein, denn schon einmal, es war zwar in unwegsamer Gebirgsgegend, bin ich von Wegelagerern rein ausgeplündert worden!"

Die beiden Reiter näherten sich indessen dem Zuge; der vornehmere von beiden trug einen grün

und rothen Waffenrock und eine glänzend verzierte Rüstung, sein Visir war geschlossen wie das des minder kostbar ausgerüsteten Begleiters.

Thilo von Kalm sprengte auf ihn zu. „Wohin des Wegs?“ redete er ihn an. „Müßt ihr vor einem ehrlichen Ritter Euer Antlitz verstecken?“

Ein paar helle Augen blitzten durch das Visir auf die goldenen Sporen, die Zeichen der Ritterwürde Kalms hinab; dann schlug die gepanzerte Hand das Visir zurück. „Vor Niemand versteckt Hans Hardefaust von Köln sein Antlitz, doch mit welchem Recht fragt Ihr mich des Weges, Herr Ritter? Ich denke mir selbst einst die goldenen Sporen zu erwerben, Ritter und Damen haben also nichts von mir zu befahren!“

Ein ganz klein wenig neigte der Ritter das Haupt, so daß die rothweißen Federn auf seinem Helme leise nickten.

„Muß Euch doch noch weiter fragen, Junker,“ fuhr der Ritter fort, „denn Ihr scheint eine Straße mit uns ziehen zu wollen, und ich habe eine Dame zu schützen.“

Der trotzige Hans Hardefaust ließ sich offenbar nicht gern aufhalten oder ausfragen, aber die

Ehrfurcht vor den goldenen Sporen saß doch zu tief in den Gemüthern, so daß er ruhig entgegnete: „Wenn Ihr nach Utrecht wollt, edler Herr, so hab ich allerdings denselben Weg, mit Botschaft von des Kaisers an den Grafen von Holland.“

„Den deutschen König meint Ihr,“ gab Kalm stirnrunzelnd zurück.

„Den Grafen von Holland,“ wiederholte Hardefaust ruhig, mit seinen grauen Augen dem Ritter kühn ins Angesicht blickend.

Dieser winkte Abel van Muyden heran. „Da ist ein junger Knappe,“ sagte er langsam in deutscher Sprache, die der Holländer besser verstand als sprach, „der Eurem Herrn die gebührende Ehre weigert, macht diesen Handel mit ihm aus!“

Er wollte sein Pferd herum wenden, aber Hardefaust nahm noch einmal das Wort: „Ich gelobe dem Junker, mich zu stellen zu jeder Stunde und an jedem Ort, den er bestimmen will, aber erst nachdem ich meine Botschaft an den Grafen ausgerichtet; Ihr wißt, daß man einem Botschafter nicht mit den Waffen zu nahe tritt.“

„So müßt Ihr mit uns reiten und Euch Eurer Waffe begeben.“

Hardefaust schüttelte den Kopf. „Nehmt mich in Eure Mitte, wo Ihr jede Bewegung sehen könnt, aber laßt mir meine Waffe. Vertraut Ihr einem Mannesworte nicht?“ Kalm blickte in das ernste Antlitz, das ernst geworden war nicht durch die Ferne und das abenteuerliche Leben draußen, sondern durch wenige Wochen in der Heimat, und sagte dann: „So sei es, aber wehe Euch, wenn Ihr ein Verräther seid!“

Auf einen Wink der Gräfin mußte jetzt van Muyden zu ihr heranreiten und ihr den kleinen Zwischenfall mittheilen. Sie verlangte den Mann zu sehen, der ihrem Gemahl seinen doch so theuer erkauften, so mühsam behaupteten Titel streitig machen wollte. Van Muyden kam mit dem Befehl zurück, indem er jetzt dem Junker den Stand der Dame mittheilte. Keinem der beiden Männer war es eingefallen, Zweifel in Hardefausts Angaben zu setzen; der Mann sah noch dem Manne ins Auge und verließ sich auf seinen Scharfblick, täuschte man sich, so war's ein Unglück und die Schande auf Seiten des Betrügers.

Hardefaust gehorchte dem Befehl der Dame und verneigte sich im Sattel so tief vor ihr, als es

möglich war; wohlgefällig sah sie den stattlichen jungen Mann an.

„Ihr wollt mich also nicht als Königin von Deutschland anerkennen, Ihr stolzer Kölner Patricier," redete sie ihn an, und ihre blauen Augen blitzten in angenommenem Zorn zu ihm hinüber.

Er hielt das Feuer dieser prächtigen Augen aus und entgegnete ruhig: „Als Königin aller Herzen wird Euch Jedermann anerkennen, edle Dame!"

„Das war ein ritterlich Wort und ein kluges dazu," erwiderte die lebhafte Fürstin freundlich, „schade, daß Ihr meines Gemahls Feind seid!"

„Feind bin ich nur schlechten Männern," rief Hans Hardefaust, „des Grafen von Holland Rittern stehe ich im Kampf gegenüber, sein Feind bin ich nicht!"

„Dann solltet Ihr sein Freund werden!" warf Thilo von Kalm ein.

„Ich habe den Hohenstaufen geschworen," sprach der Kölner.

Schweigend ritten sie weiter, da stieß van Muyden einen holländischen Fluch aus und deutete auf das Ufer des Rheins. Die Boote hatten an=

gelegt, ihre Bemannung war ausgestiegen und kletterte jetzt ziemlich mühelos das niedrige Ufer hinan. Es waren mindestens zwanzig bis dreißig schwer bewaffnete Männer, und einer leitete sogar ein Roß den Uferweg hinauf, das er sofort bestieg. Alle trugen die Farben des Erzbischofs, der vorderste zu Pferde war ganz schwarz gerüstet und hatte das Visir seines Helms geschlossen. Ueber die feindselige Absicht dieses Haufens konnte man jetzt keinen Augenblick in Zweifel sein; die Fürstin schrie auf, dann strich sie das goldlockige Haar aus der Stirn und sagte ruhig: „Muyden hat Recht behalten, der Priester hatte bessere Augen als wir glaubten.“

Noch ehe die Gegner heran waren, hatte Thilo von Kalm die Seinigen geordnet, ein mißtrauischer Blick glitt zu Hans Hardefaust hinüber; der aber hatte schon sein Schwert entblößt und rief in heller Kampfesfreude: „Jetzt ist's doch gut, daß Ihr mir meine Waffe ließet, Ritter, so habt Ihr einen Arm mehr!“

„Ihr kämpft für uns?“ fragte van Muyden.

„Für die bedrohte Dame,“ erwiderte der Kölner, „mein Kampf mit Euch unterbleibt drum nicht, es

müßte mich denn einer von den ungeschlachten Gesellen dort niederwerfen, was ich eben nicht glaube."

Von dem schwarzen Reiter geführt, kamen die Gegner heran, die es offenbar auf die Person der Fürstin abgesehen hatten. Elisabeth von Holland saß bleich, aber ruhig auf ihrem Zelter und schaute in das Kampfgewühl hinein. An Zahl waren die Gegner überlegen, aber ihre Leute waren zu Roß und Thilo von Kalm, Muyden und Hardefaust legten zwar ihre Lanzen nicht ein, hieben aber mit ihren Schwertern von oben herunter; plötzlich sprang Kalm aus dem Sattel, Muyden folgte ihm. „Ein schlechter Ritter, der mit ungleichen Waffen ficht," rief der Braunschweiger, „und wenn es gegen Gesindel geht!"

Hatte er von dem Anführer der Feinde ein Gleiches erwartet, so hatte er sich getäuscht, denn dieser ersah seinen Vortheil gegen den Ritter, dem er einen so gewaltigen Hieb beibrachte, daß ihm der Helm vom Kopfe fiel. In demselben Augenblick traf ihn ein Lanzenstoß, er stürzte vom Pferde, im nächsten Augenblick kniete Hans Hardefaust, der jetzt blitzschnell vom Roß gesprungen war, auf seiner

Brust, riß ihm das Visir auf und schaute in die glühenden Augen Wolfs des Steinmetzen.

Als er das Angesicht seines Todfeindes erblickte, denn durch Richmod und Blanca hatte er ja die traurige Geschichte von Alfradens Brautstand erfahren, da zuckte seine Hand nach dem Dolch, den er im Gürtel trug, aber konnte er den Wehrlosen jetzt niederstoßen? Er stand auf und hob seine Waffe, Wolf erhob sich ebenfalls und zückte gegen ihn; Hieb folgte auf Hieb, endlich stürzte Wolf tödlich getroffen zum zweiten Mal nieder, und die Seinigen schleppten ihn flüchtend in die Boote.

„Verfolgt sie nicht!“ rief mit befehlender Stimme die Fürstin, die auch ihren Zelter verlassen hatte und neben dem ohnmächtigen Ritter kniete; wohl blutete er aus mehreren Wunden, die sie zu verbinden suchte, aber diese waren unbedeutend: dagegen war jener furchtbare Hieb Wolfs tödtlich gewesen; mit letzter Anstrengung richtete er seine Blicke auf die geliebte Fürstiu. Ein schwaches Lächeln zog über sein Angesicht, als er ihre Thräne auf seiner Stirn fühlte; dann war er hinüber, gestorben für seine Dame!

Feuchten Auges schaute Hans Hardefaust in

das Angesicht des Todten, und leise sagte er, auf die mit Wolfs Körper Entfliehenden deutend: „Ich habe ihn gerächt!"

Die Fürstin erhob sich und neigte dankend das Haupt. Dann banden sie den Leichnam des treuen Ritters auf sein Roß, van Muyden und Hardefaust ritten rechts und links neben ihm, die Gräfin betete für die Ruhe seiner Seele.

So vollendeten sie, ohne ferner belästigt zu werden, ihre Reise, Hardefaust war an die Stelle des Todten getreten und wurde fast gut Freund mit dem ehrlichen Holländer. Die Schiffe des Erzbischofs aber schwammen immer mit ihnen und endlich erreichten sie Holland. Noch vor Utrecht kam Wilhelm seiner Gemahlin entgegen und erfuhr aus ihrem Munde die Abenteuer ihrer Reise. Rühmend gedachte sie Hardefausts Antheil an ihrer Vertheidigung, des ritterlichen Schutzes, den er ihr erzeigt, obwohl er ihres Gemahls Feind, und in edler Aufwallung, wie sie ihm ja eigen war, rief Wilhelm von Holland. „Hast Du also Ritterpflichten geübt, so bist Du auch zur Ritterwürde geschickt, knie nieder!"

Hans warf sich vom Pferde und beugte das Knie.

Nicht seines Herrn Gegner stand jetzt vor ihm, sondern der Ritter, dessen Befehlen der Knapp gehorchte.

Wilhelm von Holland aber zog sein Schwert und rief mit hallender Stimme: „Im Namen Gottes, des heiligen Michaels und des heiligen Georgs mache ich Dich zum Ritter, sei tapfer, unverzagt und treu!"

Dreimal berührte er Hals und Schulter des Knieenden, hob ihn dann auf und küßte ihn. Darauf löste er seine eigenen goldenen Sporen ab, Frau Elisabeth aber beugte sich und legte sie dem neuen Ritter an. Abel van Muyden führte ihm sein Pferd vor. Hans schwang sich ohne Bügel in den Sattel und jagte, seine Lanze über dem Haupte schwenkend, dreimal im Kreise herum.

„Nun habe ich Euch die höchste Würde gegeben, die ich verleihen kann," rief der Holländer, „wollt Ihr mich nun als König von Deutschland anerkennen!"

„Nimmermehr!" entgegnete Ritter Hardefaust. „Ihr seid der Graf von Holland und ich frage Euch, wann Ihr meines Herrn, des Kaisers, Botschaft anhören wollt."

„Ihr seid ein trotziger Gesell, Ritter,“ antwortete Wilhelm, „aber das eben gefällt mir; mich dünkt, ich sah Euch schon einmal droben in Köln; Ihr standet wider den Erzbischof.“

„Damals wie heute!“ entgegnete Hans.

„So möchten wir doch so schlimme Feinde nicht sein wie es scheint,“ flüsterte Wilhelm. Er neigte sein Haupt noch tiefer und die beiden Männer waren bald im eifrigsten Zwiegespräch.

So gelangten sie bis an die Stadt Herzogenbusch, die Herzog Gottfried von Brabant hundert Jahre früher gegründet hatte. Dort betteten sie den tapfern Ritter Thilo von Kalm zur letzten Ruhe, dort focht Ritter Hans Hardefaust seinen Streit mit Abel van Muyden aus, in dem aber wenig Blut vergossen wurde und der damit endete, daß sie sich als Freunde die Hände reichten. Dort hielt er aber auch lange Gespräche mit Wilhelm von Holland, der ihn gern in seine Dienste gezogen hätte. Das wollte Hans freilich, der den jungen ritterlichen Herrn liebgewonnen hatte, aber nur, wenn dieser die deutsche Krone niederlege und sich den Hohenstaufen beuge. Davon mochte dieser indessen nichts mehr hören, sondern er träumte von

einem Römerzug, von Kaiserkrönung, vom Messen mit Konrad, und solche ungünstige Botschaft sollte Hans seinem Herrn nach Italien zurückbringen. Konnte also Wilhelm von Holland mit seinem neuen Ritter nicht einig werden in Bezug auf die deutsche Krone, so wurde er doch darin mit ihm einig, daß derselbe ihm gegen den Erzbischof dienen wollte und mußte nur dafür versprechen, der Stadt Köln niemals in feindlicher Absicht gegenüber zu treten. Soviel vermochte damals ein einzelner Mann für eine ganze Stadt zu erreichen, denn Krieg und Sieg beruhten ja auf der Tapferkeit des einzelnen, und wie hätte Hans Hardefaust je seine geliebte Vaterstadt vergessen, obgleich sie ihn verbannt hatte! Jetzt hatten sie ihn freilich als in die Sühne einbegriffen betrachtet, die kurz zuvor wieder einmal auf Anstiften des Paters Albertus stattgefunden hatte und in der alle gegenseitig ausgesprochenen Verbannungs- und Todesurtheile als aufgehoben betrachtet worden waren.

Der Erzbischof hatte augenblicklich anderes zu thun, als sich um Hans Hardefaust zu kümmern, dessen Bedeutung Kaiser Konrad und Graf Wilhelm ganz richtig erkannt hatten. Jetzt war der Kirchen-

fürst nach Utrecht gegangen, ob er um den Ueberfall Wolfs gewußt oder denselben nur stillschweigend gebilligt hatte, darüber erfuhr Niemand etwas; es wäre jedenfalls für ihn von ungeheurer Bedeutung gewesen, hätte er die Gemahlin seines Feindes, denn das war ihm ja Wilhelm von Holland längst geworden, als Geisel in der Hand gehabt, und nicht ohne Grimm sah er das Fürstenpaar in Herzogenbusch. Wilhelm konnte von dort aus ihm sehr unbequem werden und doch mußte er ihm zeigen, daß er immer noch sein Meister sei.

Die Fehde der von Amstel mit dem Bischof Heinrich von Utrecht sollte entschieden werden. Draußen vor der stolzen Stadt, wo zwei deutsche Kaiser, Konrad II. und Heinrich V., die Augen geschlossen hatten, lag eine mächtige Wiese, dort sollte ein Treffen stattfinden zwischen den Utrechtern, die treu zu ihrem Bischof hielten, und den Reisigen der Amstel. Hans Hardefaust und Abel van Muyden hatten Tag und Stunde ausgekundschaftet und Hans rieth dem Grafen, die Schlacht zu hintertreiben, um den Priestern zu zeigen, daß er allein Herr in seinen Landen sei und dort ohne ihn keine Fehde, keine Schlacht stattfinden dürfe. Zugleich sollte er ver-

suchen, sich des mächtigen Utrecht zu versichern, und er selbst wollte nicht von seiner Seite weichen. Hier in Wilhelms eigenen Erblanden konnte er ihm dienen, ohne seine Treue gegen den Kaiser zu verletzen.

Aber auch der Erzbischof war auf Wache. Hell brach der Morgen des entscheidenden Tages an. Ich habe die goldenen Sporen erlangt ohne Würdigkeit, sagte Hans Hardefaust zu Abel van Muyden, ich will sie heute verdienen! Auf raschen Rossen jagten sie Utrecht zu, wo der Erzbischof, von allen Priestern der Stadt umgeben, dem Bischof Heinrich von Vianden, der selbst mitziehen wollte in die Schlacht, den Segen ertheilte und ihm einen geweihten Ring gab, der ihm Glück bringen sollte. Um das Banner ihrer Stadt mit den vier Feldern, die abwechselnd das Kreuz des Bischofs und den holländischen Löwen zeigten, schaarten sich die Utrechter und zogen muthig hinaus zum Kampfe. Der Erzbischof wollte mit den Stiftsherren und der weiblichen Bevölkerung die Stadt hüten, deren Thore er sogleich zu schließen befahl. In der That und Wahrheit hatte er noch einen andern Grund, weshalb er die Stadt nicht verlassen mochte. Er wollte Wilhelm

von Holland, von dessen Annäherung er Kunde hatte, persönlich entgegentreten.

Noch waren die Thore nicht alle geschlossen, da sprengte Wilhelm, von seinen Reisigen begleitet, in die Stadt hinein. Als er sie von allen männlichen Bewohnern verlassen sah, wollte er augenblicklich zum andern Thore hinaus, den Utrechtern nach. Dieses Thor aber war geschlossen. Hastig gab er den Befehl, es zu erbrechen. Da kam Erzbischof Konrad langsam die Straße herauf, nur von etlichen Priestern begleitet, im vollen Schmucke seiner geistlichen Würde. Wohl mußte er hinaufsehen zu dem Reiter, war also eigentlich im Nachtheil gegen ihn, aber seine mächtigen Augen blickten so gebieterisch, daß Wilhelm sein Roß anhielt und möglichst ruhig fragte: „Was ist Euer Begehr, Herr Erzbischof?"

„Wollt Ihr den Utrechtern ihre Stadt verschließen und mit neuen Ansiedlern besetzen, die Ihr schon bei Euch zu haben scheint, und Euch so die Herrschaft über diese gute Stadt gewinnen? Laßt sie ruhig in meiner Hand, Herr!"

Fast spöttisch klang der Ton seiner Stimme, und wie von einem Dämon bezwungen, entgegnete

Wilhelm: „Nicht um Blut zu vergießen, sondern um den Frieden zu stiften kam ich hierher!“

„So heißet Eure Reisigen absitzen!“ gebot der Erzbischof, die Augen voll auf Wilhelms Antlitz richtend.

„Sitzt ab!“ befahl der Holländer.

„Herr, seid Ihr ein Schulknabe?“ loderte Hans Hardefaust auf.

„Euch sollte ich kennen,“ sprach Konrad von Hochstaden und wandte sich nach Hans herum. Aber auf den Kölner Patricier übten seine Flammenaugen keine Wirkung. Der drehte sein Roß herum, ohne ihn oder Wilhelm von Holland auch nur noch eines Blickes zu würdigen.

„Möchte wissen, wie Ihr aus der Stadt wolltet!“ spottete der Erzbischof.

Ruhig gab Hans Hardefaust seinem Pferde die Sporen, mit scharfem Auge hatte er eine Stelle im Stadtwall erspäht, die für sein Thier erklimmbar schien, jetzt war er oben: „Lebt wohl, Graf Wilhelm von Holland!“ rief er herunter mit einer Stimme, in der Zorn und Schmerz sich stritten, denn das äußerlich ritterliche Wesen des Fürsten hatte ihn angezogen —, meine Botschaft an Kaiser Konrad wird

lauten, daß er einen König nicht zu fürchten hat, der wie ein gescholtener Schulknabe vor einem Priester steht.

Ein Wuthschrei antwortete ihm, Wilhelm selbst wollte ihm nach, aber mit einem kühnen Sprunge setzte er in die Fluthen des den Wall bespülenden Rheinarms, der Erzbischof aber faßte des Königs Hand und sagte wohlwollend: „Laßt solche Tollköpfe laufen und uns wieder Freunde sein!"

Wie die Katze mit der Maus, so spielte er mit dem Könige, den er selbst geschaffen; mit jedem Augenblick verachtete er ihn mehr und mit jedem Augenblick gerieth dieser mehr in seine Gewalt. Ritterlich, tapfer, vom besten Streben beseelt war Wilhelm von Holland nur, so lange er nicht unter dem Banne von Konrads gewaltiger Person stand. Er haßte ihn und brütete auch jetzt schon innerlich über einem Racheplan, aber er fügte sich ihm immer und immer wieder. Wilhelm von Holland blieb bis zum Abend der Gast des Erzbischofs, dann öffneten sich die Thore der Stadt, als Sieger zog Bischof Heinrich ein, die Herren von Amstel und Woerden folgten seinem Roß als Gefangene, wurden aber auf Wilhelms Verwendung freigegeben. Am andern

Morgen verließen Priester und Fürst die Stadt, jener voll Verachtung, dieser voll ohnmächtigen Grimmes gegen den andern.

Der heißblütige Hans Hardefaust aber, in dessen Seele die Flamme der Freundschaft und Liebe eben so rasch aufloderte wie sie erlosch, ritt tief beschämt seines Weges nach Herzogenbusch zurück, wo er seinen Diener gelassen hatte. Mit ihm begab er sich auf den Heimweg nach Köln; nicht einmal die schöne Fürstin, gegen die er so freudig Ritterpflichten geübt wenige Tage zuvor, suchte er wieder auf. Die goldenen Sporen aber löste er ab und verbarg sie. „Ein Schulknabe ist kein Ritter," murmelte er, „und kann auch keinen Ritter schlagen, von einem Bessern will ich dereinst den Ritterschlag empfangen!"

Dreizehntes Kapitel.

Vom Paradiese.

Liebe macht den Himmel
Himmlischer — die Erde
Zu dem Himmelreich.
Schiller.

In Richmods Stübchen saßen sie beisammen, wie sie so oft gesessen, das alte Mädchen und der junge Mann, Hans Hardefaust hatte Boten an den Kaiser gesandt und ihm sagen lassen, daß Wilhelm von Holland nimmer zu fürchten sei; er selbst wollte erst später wieder über die Alpen und eine Weile der Vaterstadt dienen. Eifrig wirkte er dafür, daß Adel und Bürger zusammenstanden gegen den Erzbischof, der trotz aller Sühnen doch immer wieder Kölns Freiheit bedrohte. Hans Hardefaust hatte den klugen Priester immer gehaßt, aber dieser Haß war seit den Vorgängen zu Utrecht in einer Weise

gestiegen daß Richmod ihn plötzlich in einer heftigen Rede gegen seinen Feind mit den ruhigen Worten unterbrach: „Weißt Du es wohl, mein Hans, warum Dein Haß so grimmig geworden ist gegen Herrn Konrad?“

Hans sah sie fragend an.

„Weil Du ihn nicht lieben willst!“

Ihre Stimme klang so ruhig und kühl, Hans fuhr zornig auf: „Mutter,“ rief er, „wie könnt Ihr so reden!“ Er hatte sie als Kind oftmals Mutter gerufen und nannte sie jetzt eigentlich nie mehr anders.

„Mein Sohn,“ entgegnete sie mit ihrem feinen klugen Lächeln, „was willst Du mir's verbergen; Du hattest Dich schon einmal einem Gegner hingegeben, jenem unverständigen Wilhelm von Holland, und hast Dir sagen müssen, der Erzbischof war doch der bessere Mann. Du mußt Dir alle Tage sagen, was Du vor Jahren zu jung warst einzusehen, von diesem Manne könnte das Heil Deutschlands kommen, wenn er nicht ein Priester wäre; ich diente lieber diesem großen, gewaltigen Manne als jedem andern, wenn er nicht der Feind meiner Vaterstadt wäre! Ist es so?“

„Als ob Muhme Richmod je Unrecht hätte!“ antwortete er mit einem Seufzer.

„Darum thust Du besser, Du gehst wieder hinaus in die Welt,“ fuhr Richmod fort, „Köln ist kein Boden mehr für Dich, auch um Alfradens willen.“

„Mutter,“ rief er und strich sich das üppige Haar aus der breiten Stirn, „es ist nichts Unrechtes zwischen mir und ihr; lange Tage sehe ich sie nicht und dann nur, wenn Du da bist. Willst Du mir auch den Trost rauben, ihr süßes, trauriges Gesicht zu sehen?“

„Du sollst Deines Nächsten Weib nicht begehrend anschauen,“ mahnte Richmod.

„Ich begehre sie nicht,“ erwiderte er, „ich weiß daß ich es nicht darf, aber es ist furchtbar, das Weib, das man liebt, vermählt zu wissen mit einem Manne, der sie nicht im Herzen trägt.“

„Sie wird ihn lieben lernen,“ sprach Richmod, „laß ihn erst genesen.

„Niemals,“ entgegnete er mit einem sonderbaren Aufleuchten der großen grauen Augen, „so gut wie ich nie eine andere lieben werde, ich bin meines Vaters Sohn!“

„Dein Vater," flüsterte sie bewegt; „glaubst Du wirklich, daß er nur eine liebte?"

Er kniete vor ihr nieder und nahm ihre schmalen Hände in die seinen. „Ihr wißt es so gut wie ich," sagte er ernst, „daß er nur Euch geliebt hat; glaubt nur niemals an das Märchen, daß ein Mann zwei Frauen zu gleicher Zeit lieben könne: ich habe es einst auch gedacht, weil Blanca's Schönheit meine Sinne erregte. Solcher Sinnenrausch ist doch aber nimmermehr Liebe, und die stille Zuneigung, die mein Vater für sein Weib hatte, das war doch auch keine Liebe!"

„Du bist ihr Kind," flüsterte sie leise.

„O, Muhme Richmod," erwiderte er, „Ihr seid ein Kind. Sollte mein armer Vater als Heiliger leben neben einem blühenden, schönen Weibe; das durftet auch Ihr nicht begehren und habt's auch nicht begehrt. Aber geliebt hat er doch nur Euch, denn seht, was ich Liebe nenne, das, wovon die Troubadours da unten im Süden singen, das, wofür der Ritter in die Schranken sprengt, was eines Lebens Sonnenschein ist, auch wenn es noch so trübe scheint, das giebt ein Mann doch nur einer Frau, und ich

glaube auch nur einmal im Leben. Das ist ein heilig Geheimniß, an das die Welt nie rühren darf, bei dem es kein Begehren, keine Eifersucht giebt, und will es einmal aufwogen im Herzen wie schwerer Kampf, die Wellen legen sich wieder und der Stern reiner Minne steht strahlend hell wie vorher am Himmel."

Richmod neigte ihr Haupt über das des Knieenden. „Du hast recht, so liebte mich Dein Vater, und wenn Du Alfraden so liebst, dann will ich still sein. Sag mir aber eins, Du weltkluger Mann, mir, der weltfremden alten Jungfer, warum gebt ihr Männer so selten diese große, heilige Liebe Euren Hausfrauen?"

Ein schmerzlicher Zug zeigte sich auf dem Gesichte des jungen Mannes. „Mutter," erwiderte er, „weil der Teufel den armen Menschenkindern solch Glück nicht gönnt und allerlei dazwischen schiebt; hätte nicht der Vater Dich am liebsten zu seiner Hausfrau gemacht und ich Alfraden, konnten wir es? Der Teufel aber gönnt es uns nicht, weil er weiß, daß da, wo der Mann das Weib seiner reinen Minne vor Gott und Menschen sein eigen nennen darf, das Paradies neu ersteht, und er hat keine

Freude am Paradiese. Darum müssen wir uns oft mit einem kleinen Glück begnügen —"

„Oder ganz verzichten," rief das alte Mädchen mit leuchtenden Augen, „jenes Paradies habe ich gewollt; als es mir verschlossen wurde, wollte ich auch keinen Küchengarten."

„Das könnt Ihr Frauen," antwortete er, „wir Männer sind anders geartet, und," schloß er seufzend, „wir müssen manchmal in den Küchengarten, damit wir das Paradies, weil wir es nicht haben können, nicht entweihen und zur Wüste machen, was dem Teufel freilich das Liebste ist"

Schweigend saßen sie eine Weile beisammen, dann sagte Richmod zu Hans im echten Frauen-Eigensinn: „Und Du thust doch besser, Köln zu meiden!"

„Grämt Euch nicht, Muhme," entgegnete er launig, „die Zeit kommt auch; hab mir aber heute Manches vom Herzen gesprochen. Wißt Ihr," nahm er dann in ganz verändertem Tone von neuem das Wort, „was mir manchmal durch die Stunden hilft, in denen auch über meinem Haupte die Wellen zusammenschlagen wollen?"

„Wie mag ich das wissen?" seufzte sie.

Hans lehnte sich im Stuhle zurück und sagte ernst: „Auf meinem Zuge mit Eurem Freunde, dem Perlenhändler, von dem ich Euch schon so mancherlei erzählt habe, lehrte er mich Abends, wenn wir in eine Herberge kamen, immer ein frommes Sprüchlein. Manchmal wollte es mir nicht in den Kopf, manchmal klang's so lieb und erbaulich, daß ich's gern lernte, und dann sagte der wunderliche Mann: Da habt Ihr wieder ein Perlchen zu der Kette, die ich Euch zum Angedenken verehren will. Seht, solch ein Sprüchlein fällt mir oft ein, wenn ich einmal in Noth und Trübsal bin, und als ob's Zaubersprüche wären, so helfen sie mir."

„Solltest Dir nicht nur in Noth und Trübsal, sondern alle Tage solch ein Sprüchlein sagen," mahnte Muhme Richmod; „wohl nennt sie Simon mit Recht edle Perlen, gleichwie aber edle Perlen am hellsten glänzen und am reinsten bleiben, wenn man sie alle Tage trägt, so werden auch die Sprüchlein immer kräftiger, je mehr man sich ihrer erinnert. Weißt Du denn, wo Simon sie hergenommen?"

„Wohl weiß ich es," nickte der Andere, „und wohl weiß ich es längst, daß er so gut wie Ihr und die süße Alfradis in den Augen der Kirche strafbare

Ketzer seid; aber was kümmert's mich, ich gehöre zu Euch und will lieber mit Euch verdammt, als mit andern selig werden."

„Du bist und bleibst ein Trotzkopf," lachte Muhme Richmod, „und mußt noch gar viele Sprüchlein lernen, bis Du ein rechtes Gotteskind bist. Solltest aber endlich lesen lernen, hier bei mir liegt ja das Buch, in dem die Sprüchlein stehen, dann hast Du es leichter."

„Nein, Muhme, damit verschont mich," wehrte Hans ab, „Lesen und Schreiben, das ist Weiber- und Mönchskram, meinen Namen kann ich malen, weiter braucht's nichts; Geschichten laß ich mir erzählen, Lieder mir singen und die Sprüchlein mögt Ihr mich lehren, was soll ich da erst lesen lernen!"

Muhme Richmod wollte noch etwas erwidern, aber sie wurden durch Blanda unterbrochen, die ins Zimmer trat. Mochte das Herz des Hardefaust immerhin ganz von Alfradis erfüllt sein, verhehlen konnte er's sich nicht, ein schöneres Weib als Blanda hatte er kaum gesehen, weder hier in Köln noch draußen in der Welt, und es kam ihm vor, als werde sie alle Tage schöner; ihre Augen hatten den bald unheimlich leuchtenden, bald tief traurigen Blick

verloren, sie blickten zwar ernst, aber doch so still, so freudig darein, als schauten sie nur noch auf ein großes Glück; um ihren Mund spielte ein freundliches Lächeln, das ihr sonst auch nicht eigen war, ihr Gang war leichter, ihr ganzes Wesen milder, frauenhafter geworden. Von der tiefen Leidenschaftlichkeit, vor deren wilden Ausbrüchen selbst Richmod oft erbebt war, war nichts zu spüren, und es bildete sich bei Hans immer mehr ein Gefühl der höchsten Verehrung für die schöne Fremde aus, das zwar keine Aehnlichkeit mit seiner Liebe zu Alfradis, aber auch keine Verwandtschaft mehr mit jener Leidenschaft zeigte, die ihn einst für sie erfüllt hatte.

Ein einfaches graues Kleid, das schlicht bis auf die Füße herabfiel und nur an Hals und Aermeln eine Einfassung von weißem schleierartigem Zeuge hatte, hüllte die prachtvolle, üppige Gestalt ein; um den Hals trug sie einen Schmuck von blauen und rothen Steinen, dessen maurische Arbeit unverkennbar war. Ein hellblauer mit Gold eingefaßter Mantel lag auf ihrem Arm und einen grauen Schleier hatte sie über den Kopf geworfen.

„Was führt Dich zu mir, mein Kind," begrüßte sie Richmod, „wie steht es mit Eurem Kranken?"

„Er spricht jetzt mit mir," erwiderte sie, und in ihrer Stimme klang es wie unterdrückter Jubel.

„Auch mit Alfradis?"

Sie schüttelte den schönen Kopf. „Er fragt mich noch immer, wer sie sei. Muhme Richmod, wißt Ihr, warum ich heute komme? Er will lesen und sie haben kein Buch im Hause, gebt mir Euer Buch, darinnen Ihr so viel lest."

„Nein," entgegnete Richmod bestimmt, „sagte ich Dir nicht schon oft, daß jenes Buch denen zum Verderben werden kann, bei denen es gefunden wird! Auch hab ich's dem Pater Albertus gelobt, nie an Leu's Seele zu rühren!"

„Aber er mag des Paters Bücher nicht mehr," seufzte Blanda.

„So will ich ihm ein anderes senden," entgegnete Richmod, „es ist noch ein altes Büchlein da, das haben Dein Vater und ich oft gelesen, Hans, Bilder sind auch darin, ein fleißiger Mönch hat's geschrieben, lange ehe ich geboren war; Rittergeschichten stehen darin und Geschichten von frommen Heiligen, das magst Du haben; halt' mir's aber in

Ehren und bring mir's seinerzeit wieder mit, wenn Du einmal wieder in unser Haus kommst."

„Wenn Leu gesund ist," erwiderte Blanda.

Muhme Richmod aber ging zu einer der großen Sitztruhen, deren mehrere in dem Stübchen standen, und klappte den Deckel auf; Hans sah neugierig hinein, Blanda saß im Fenstersims, die Hände im Schoß gefaltet und sah vor sich nieder.

„Ihr seht aus, als trüget Ihr ein großes Glück," bemerkte Hans aufblickend.

„Ich bin auch sehr glücklich," erwiderte sie.

„Blanda," rief Richmod, „steig doch einmal hinauf in die grüne Kammer, da steht ein Krüglein mit altem hispanischem Wein, den sollst Du Deinem Kranken mitnehmen."

Das Mädchen gehorchte, Richmod aber sprach, als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte: „Hast Du gehört, was das Kind sagte? Ich mußte sie hinausschicken, um nicht laut aufzuweinen."

„Ich bin sehr glücklich, sagte sie," entgegnete Hans.

„Und was ist ihr Glück?" fuhr Richmod fort, immer in ihrer Truhe kramend. „Einen Wahnsinnigen zu pflegen, der aus ihrer Hand seine

Nahrung nimmt, nur sie um sich leidet, aber weil sie ihn liebt, darum ist sie glücklich, das kann auch nur ein Weib!"

Hans Hardefaust konnte nur bejahend das Haupt neigen, denn eben trat Blanda über die Schwelle, das Weinkrüglein in der Hand, und Richmod erhob sich; sie hatte das Büchlein gefunden. Wie zögernd reichte sie es dem Mädchen.

„Seltsam," sagte sie, „seit Jahren hab ich es nicht angesehen, und doch wird mir's schwer, es aus der Hand zu geben."

„Ich muß nun heim," sprach Blanda, als sei es ganz selbstverständlich, daß ihre Heimat nur bei dem Geliebten sein könne, „doch wollte ich Euch noch erzählen, was ich von Pater Albertus weiß; das Noviziat der kleinen Plectrudis ist um, und sie weigert sich hartnäckig, das letzte Gelübde zu thun. Alle möglichen Priester, Nonnen und ihre eigene Mutter liegen ihr Tag und Nacht in den Ohren, aber sie verlangt ungestüm in die Welt hinaus."

„Und warum," brauste Hans Hardefaust auf, „kann man einen Menschen wider seinen Willen ins Kloster sperren?"

„Du wirst es nicht ändern," seufzte Richmod.

„Ob ich es ändern werde," rief er zornig, „bei Kaiser und Reich will ich es anbringen; gefangene Frauen befreien, ist Ritterpflicht, und das Gefängniß wird um nichts erträglicher, weil es Kloster heißt."

„Stürme nicht so ins Leben hinein," mahnte die alte Jungfer, die sich innerlich doch dieses Stürmens freute, „für heute hast Du weiter keine Ritterpflicht, als Blanda zu geleiten."

Hans griff nach seinem Schwerte; ein warmer Abschied von Richmod und dann wandelten sie nach dem Hause Leu's; sie hatten es noch nicht erreicht, als Hans plötzlich vor einer Gestalt zurückfuhr, die, in einen Mantel gehüllt an ihm vorüber wollte.

„Schreckt nur zusammen, Hans Hardefaust," sprach die Stimme Wolfs, „ich bin nicht todt, Ihr habt schlecht getroffen."

Damit ging der unheimliche Gesell weiter.

Hans hatte daheim erzählt, daß Wolf im Kampfe gefallen sei, die Frauen hatten erleichtert aufgeathmet; nun war er doch wieder da, selbst die unerschrockene Blanda bebte leise.

„Hat er sich schon bei Euch sehen lassen?" fragte Hans.

„Nein," erwiderte Blanda, „und ich lasse ihn auch nicht über die Schwelle."

„Wehe ihm, wenn ich ihn zum zweiten Mal treffe!" murmelte Hans.

Sie standen jetzt vor der Thür des Steinmetzen-Hauses, Hans hob die Augen empor, dort im Fenster lehnte Alfradis; sie grüßte ihn leicht mit der Hand und verschwand dann, um Blanda zu öffnen.

Er aber kehrte um und sah nicht zurück, nur seine breite Brust hob ein schwerer Seufzer.

Blanda war über die Schwelle getreten und fühlte sich sofort von Alfradens Armen umschlungen.

„Gott sei Dank, daß Du wieder da bist! redete sie das Mädchen an. „Er rief nach Dir und wehrte mich mit der Hand ab."

„Meine arme Alfradis!" seufzte Blanda und küßte sie auf die Stirn.

„Beklage mich nicht," entgegnete sie, „ich könnte es noch weniger ertragen, wenn er mich liebte."

Sie waren in den großen Raum getreten, in dem Blanda einst zum Leben erwacht war und zum ersten Mal in Leu's Augen geblickt hatte. Alfradis begab sich an den Herd und warf neues Holz auf

das dort brennende Feuer; Blanda stieg nach oben in die kleine Kammer, die sie einst bewohnt hatte und in der jetzt Leu sich aufhielt. Alfradis athmete wie erlöst auf, daß sie nicht hinauf mußte, und sang an ihrem Feuer leise vor sich hin eine alte traurige Melodei, aber sie sang doch, und Blanda nickte ihr oben von der Treppe her noch einmal freundlich zu.

Ein seltsam Leben führten diese beiden Frauen; die Eine war verheirathet und ließ die ganze Pflege ihres Mannes in den Händen eines Mädchens, von dem sie wußte, daß sie diesen Mann liebte, auf den sie einst um eines andern Mannes willen glühend eifersüchtig gewesen war. Und Blanda, die stolze, leidenschaftliche Spanierin, sie neidete Alfradis nicht mehr, daß sie das Weib des geliebten Mannes war, denn sie selbst durfte ja seine Magd, seine Pflegerin sein.

Leu lag in einem Sessel, dicht an dem kleinen vergitterten Fenster, und seine sanften dunklen Augen folgten dem Sonnenstrahl, der auf dem Fußboden spielte, jetzt erhob er sie zu Blanda und ein Lächeln überflog sein Angesicht. Sie trat zu ihm und reichte ihm das Buch; während er darin herumblätterte, goß sie den Wein in einen Becher und

reichte ihm denselben. Er nahm ihn aus ihrer Hand und trank ihn leer, dann gab er ihr das Buch zurück und sagte leise: „Lies mir, was darin steht, Deine Stimme klingt so süß an mein Ohr!"

Anfänglich hatte Blanda wohl manchmal gesagt: „Soll Alfradis nicht kommen?" Sie sollte ihr nicht sagen: „Du hast mir meines Mannes Herz gestohlen," jetzt that sie es schon lange nicht mehr; sie wußte, daß solche Fragen den Kranken nur aufregten. Er schrie und tobte ja nicht mehr; er saß still und theilnamlos da, nur Blanda oder Pater Albertus duldete er um sich, und erst in den letzten Tagen hatte Blanda es erreicht, daß er zu sprechen begann. Alfradis führte ihr kleines Hauswesen und suchte zuweilen ihr Elternhaus auf; es kam auch ab und zu einer der Ihrigen zu ihr, wobei sie jedesmal einen mehr oder minder versteckten Vorwurf hören mußte, daß sie eine Fremde ins Haus genommen statt einer Schwester oder Base. Alfradis aber in ihrer stillen Weise ließ sich das gar nicht anfechten und ging ihres Weges weiter. Droben aber in der Kammer saß Blanda und las ihrem Kranken vor, bis er eingeschlummert war; dann neigte sie sich über ihn, kaum merklich streifte ihre

Lippe seine Stirn, und ruhig saß sie danach auf einem kleinen Sessel zu seinen Füßen, seinen Schlummer überwachend; große Thränen rollten aus ihren Augen, aber ihr Mund lächelte, sie war wirklich in dem Paradiese, von dem Hans erzählt hatte, denn sie war bei dem Geliebten.

Vierzehntes Kapitel.

Zu Oppenheim am Rhein.

O Deutschland, Vaterland, die Thräne hängt
Mir an den Wimpern, wenn ich dein gedenke!
Grabbe.

Zwischen Worms und Mainz liegt malerisch auf einer Höhe am Rhein in einer fruchtbaren, weinreichen Gegend, überragt von der stolzen Burg Landskron, deren Ringmauer die Stadt mit umschließt, das freundliche Oppenheim. Bis auf die Zeiten Karls des Großen geht seine Geschichte zurück; mit allen Einnahmen, Weingärten, Feldern schenkte es der gewaltige Held einst der Abtei Lorsch; diese wußte ihrem Dorfe vom elften Jahrhundert an allerlei städtische Freiheiten zu verschaffen; der Sage nach ließ Heinrich IV. in eben diesem Jahrhundert das nicht weit davon auf der rechten Rheinseite gelegene Trebur sammt der königlichen Pfalz

seiner Untreue wegen zerstören und trug die Freiheiten derselben auf Oppenheim über; sogar die Steine der zerstörten Burg sollen nach Oppenheim gebracht worden sein, wo 1076 schon ein Reichstag gehalten wurde; im Jahre 1147 überließ das verschuldete Kloster Lorsch Oppenheim dem Kaiser Konrad III.; der gewaltige Friedrich II. gab der Stadt gleiche Rechte mit Frankfurt, und treu stand sie seitdem zu den Hohenstaufen; dennoch mußte sie es über sich ergehen lassen, daß sie von Wilhelm von Holland an Gerhard von Mainz verpfändet wurde, doch waren es mehr seine eigenen Einkünfte als die Freiheiten der Bürger, wie er vorgab, und von seinen Einkünften hatte er bislang nicht viel gesehen.

An einem hellen Sommertage des Jahres 1255 ritt Hans Hardefaust durch die feste und ansehnliche Dienheimer Pforte, welche das Südende von Oppenheim in die Stadt einschließt; die geschmeidige Gestalt ist ganz in den Kettenpanzer gehüllt, das Haupt von der Kesselhaube bedeckt; darüber trägt er einen ledernen Waffenrock. Zwei metallene Ketten gehen von demselben aus; an der einen hängt ein entblößter Dolch, an der andern das Schwert,

dessen Scheide jedoch am Gürtel unter dem Waffenrock befestigt ist. An den Füßen trägt er ein Paar silberne Radsporen, die er seinem ebenfalls gerüsteten Pferde, einem schweren Braunroß, ungeduldig in die Seite drückt. Wie er so dahinsprengt, klirrt und rasselt es, unwillkürlich muß in jedem friedlichen Bürger, der eben von seinem Weingarten kommt, der Gedanke an Krieg und Fehde aufsteigen, besonders da das Rasseln und Klirren, das Stampfen der Hufe immer lauter und mächtiger wird, denn eine ganze Schaar von Reitern wälzt sich der Dienheimer Pforte zu. Die Sporen, die da so laut klirren, sind zum Theil von reinem Gold, und ihre Träger werden von den andern immer mit besonderer Ehrerbietung begrüßt. Es waren die Burgmänner der Landskrone, die Dalberg und Scharfenstein, die Lorch, die Rüdesheim, die Löwenstein, Bassenheim, Sponheim, Hantschuchsheim, Hirschhorn, Vetzer, Vitzthum und wie sie alle hießen, die da verpflichtet waren, eine gewisse Zeit im Jahre abwechselnd die Burg zu hüten. Dafür genossen sie die Burglehen an Geld, Wein, Getreide und so gesucht war die Burgmannschaft auf Landskron, daß Grafen und Herren sie mit Gold aufwogen, ja, daß

die Kaiser Befehle ergehen ließen, keinen mehr in dieselbe aufzunehmen, hatten doch sogar die Domherren von Worms Burgmannsrecht in Oppenheim, das sie gewöhnlich irgend einem Ritter übertrugen. Aber nicht nur die Burgmänner von Landskron waren es, die nach Oppenheim einritten, sondern auch zahllose andere Edelleute, mit ihnen die Abgesandten von über hundert Städten, sodaß es kaum begreiflich war, wie sie alle in dem Städtlein Platz haben sollten, das mancher der Herren, der ehedem im Morgenlande für die Befreiung des heiligen Grabes gestritten hatte, der Lage nach mit Jerusalem und der Burg Zion verglich.

So ritten sie vorbei an der uralten Sebastianskirche, an den hohen Brandmauern des Deutschordens-Hauses, an dem Kloster der Franciskaner und dem alten Nonnenkloster Marienkron, bis sie nach einem ziemlich beschwerlichen Ritte, denn es ging scharf bergan, vor der stolzen Veste Landskron hielten. Eigentlich trug diesen Namen (den so manche deutsche Veste führt) nur der alles überragende Thurm der Burg, die Kaiser Lothar erbaut hatte. Ein mächtiger Bau war es, und in dem weiten Hofe hatten wirklich die Rosse Aller Platz, während die Reiter sich in

die Burg, und zwar in den mächtigen, weiten Saal zu ebener Erde begaben, der sie alle faßte.

Verblichene Fahnen und neue Wappenschilde hingen an den mächtigen Säulen, durch die buntgemalten Scheiben fluthete das Sonnenlicht herein. In einer Nische des weiten Kreuzgewölbes war ein Thron aufgeschlagen, auf den Stufen desselben standen die vornehmsten Grafen und Ritter dem Throne zunächst ein greiser Ritter in einer goldenen, mit schwarzen Sternen besetzten Rüstung, auf dem Haupte den Turnierhelm, von dem schwarze und gelbe Federn herabnickten; neben ihm lehnte sein Schild, der einen schwarzen Stern im goldenen Felde zeigte; um seine Brust schlangen sich eine ganze Anzahl goldener Gnadenketten mit werthvollen Schaustücken daran. Das war des Kaisers Hofrichter, der Graf Albrecht von Waldeck, vor dem sich die Bürger eben so ehrerbietig neigten wie die Edelleute. Hans Hardefaust stand unter den Abgesandten der Städte, seine Augen hafteten bald auf der Heldengestalt Albrechts von Waldeck, bald auf dem Angesicht seines alten Feindes, des Erzbischofs von Köln, oder den stillen Zügen des frommen Albertus Magnus, der in seiner Dominikaner-Kutte

so klein und unscheinbar dastand, daß man ihn kaum beachtet hätte ohne die tiefen leuchtenden Augen, in denen ein Feuer glühte, das mit irdischen Flammen nichts mehr gemein hatte.

Da schmetterten draußen Zinken und Drommeten, wirbelten Pauken, man hörte Reisige ansprengen, das Murmeln, welches bisher durch die Versammlung gegangen war, verstummte, noch eine Viertelstunde schweigenden Wartens, dann schritt Graf Albrecht von Waldeck dem Könige Wilhelm entgegen. Er war jetzt im unbestrittenen Besitz der deutschen Krone, selbst die treuesten Anhänger der Hohenstaufen erkannten ihn widerwillig an, denn von der Waiblinger erlauchtem Hause war nur noch König Manfred übrig, der an Sinn und Gemüth ein Italiener war, und das Kind Konradin. Jetzt war die Zeit da, wo Wilhelm alles erfüllen konnte, was er sich und Deutschland gelobt hatte; nun galt es zu zeigen, ob er seiner Vorgänger, der Hohenstaufen, würdig war, ob er Deutschland den Frieden erringen konnte, nach dem es sich so sehr sehnte. Das waren die Gedanken, welche durch die Seele all der treuen Männer zogen, die sich auf der Landskrone versammelt hatten, als sie die hohe,

ritterliche Gestalt des Fürsten im Purpurmantel mit Krone und Scepter eintreten und auf dem Throne Platz nehmen sahen. Viele waren voller Hoffnungen, zwei aber, die sonst selten einer Meinung waren, die wußten ganz genau, daß diese Hoffnungen sich nimmer erfüllen würden, Erzbischof Konrad und Hans Hardefaust. Würdevoll genug war das Auftreten Wilhelms, nur leicht hatte er das Haupt gegen Konrad, tief und ehrerbietig aber gegen Albertus Magnus geneigt; prüfend glitt sein Auge über die Versammlung, es traf auf das des Hardefaust. Der hielt den Blick ruhig aus, der König aber senkte den seinigen, er hatte den Junker erkannt und des Tages von Utrecht gedacht.

Da erhob sich der König und nahm mit lauter Stimme das Wort: „Meine Lieben und Getreuen, Ihr wisset alle, daß wir heute hier zusammengekommen sind, um uns die Hände zu reichen in Frieden und Liebe, damit dies arme Deutschland zur Ruhe kommen möge; die Hände wollen sich reichen alle freien Männer, ob sie nun adlig oder bürgerlich seien; von zwei großen Bündnissen habe ich vernommen, die geschlossen sind zu gleichem Ziele, wollet mir's nun ehrlich und öffentlich sagen, weß

Geist und Art diese Bündnisse sind. Sprecht Ihr für den Adel, Ritter Graf von Waldeck!"

Der König setzte, Graf Waldeck verbeugte sich und erwiderte: „Mein königlicher Herr, Ritter und Edle sind zusammengetreten und haben bei der allerheiligsten Jungfrau, beim heiligen Georg uud bei St. Michael, den Schutzpatronen aller braven Ritter, gelobt, keine Raubschlösser mehr aufzuführen, aller unrechtmäßigen Zölle, Mauthen und Weggelder sich zu begeben und die Schlüsse des Gottesfriedens zu vollziehen. Der Adel will die Künste des Friedens und des Fleißes pflegen, mit seinem Schwert Stadt und Land schirmen, will nicht eifersüchtig auf Vorrechte pochen, als das Recht, Schwert und Wappen zu führen, den Gerichten und Turnieren, den großen Freudenfesten beizuwohnen, in Domstifte zu treten, und was mehr ist, namentlich aber solches den Stadtjunkern niemals wehren, und wir wollen den Bürgern die Hand reichen zu einem guten, ehrlichen Frieden, zu verbündetem Thun für die Sicherheit unseres ganzen Vaterlandes!"

„Und was haben die Bürger hierauf zu sagen?" fragte König Wilhelm.

Da trat hervor ein Mann mit einem ernsten

Angesicht, das von der Gugel oder Kogel, die ihm Hals und Brust umschloß, wie eingerahmt war; sein dunkler Rock war mit einer Reihe silberner Knöpfe besetzt; im Gürtel trug er einen Dolch.

„Das ist der Waldbott aus Mainz," flüsterte es rings in der Versammlung; der Waldeck und er winkten sich zu wie zwei gute Freunde, dann sprach der Waldbott in geziemender Bescheidenheit, aber mit großer Würde: „Es ist nun fast zehn Jahre her, da baute Graf Diether von Katzenellenbogen das feste Schloß Rheinfels und legte daselbst einen Zoll an. Darauf griffen verschiedene Städten zu dem einzigen Mittel, das sie hatten, sich zu helfen, sie belagerten das Schloß, aber die Sache wurde gar langwierig und ihre Beendigung gleichwohl höchst nöthig. Bei dieser Verlegenheit that ich meinen Mitbürgern den Vorschlag, um den Beitritt mehrerer Städte zu werben und einen festen Bund unter sich aufzurichten. Die Städte Köln, Worms, Speier, Straßburg und Basel traten dem Vorschlag bei, und die ritterlichen Geschlechter, die in ihren Mauern saßen, waren dem Bunde nicht entgegen. Der edle Graf und Herr von Waldeck sollte darum billig nicht von einer Aussöhnung zwischen Edelleuten und

Bürgern reden, sondern von einem Frieden zwischen Stadt und Land."

„Wer in der Stadt sitzt, ist kein Edelmann," rief unvorsichtig einer der stolzen Vitzthume. Da rasselten die Schwerter in den Scheiden der Stadtjunker, und der nah beabsichtigte Friede kam in Gefahr, noch vor seinem Zustandekommen gebrochen zu werden; da warf der König, schnell entschlossen, sein Scepter in die Menge, alles schwieg, zu den Füßen Hans Hardefausts war es niedergefallen; er hob es auf und überreichte es dem Könige, sein Knie vor ihm beugend.

„Neigst Du Dich vor mir, trotziger Gesell," redete ihn Wilhelm an.

„Ich neige mich vor Eurer Krone," entgegnete Hans und stand auf.

Der König biß sich auf die Lippen und rief dem Waldbott zu: „Weiter!"

„Es traten unserm Bunde aber auch bei," fuhr der Mainzer Bürger fort, „die ansehnlichern deutschen, geistlichen und weltlichen Fürsten, als Ludwig der Strenge, Herzog in Baiern und Pfalzgraf am Rhein, die Erzbischöfe Gerhard von Mainz, Konrad von Köln, Arnold von Trier, die Bischöfe Arnold von

Worms, Heinrich von Straßburg, Jakob von Metz und Berthold von Basel, nebst vielen andern Fürsten und Herren, welche den guten Endzweck dieses Bündnisses nicht mißkannten und ihre eigenen Zölle aus Liebe zum Frieden herabsetzten, vereinigten sich ebenfalls und um so mehr mit demselben, als, wie ich schon sagte, die zwar minder mächtigen, aber zahlreichen ritterlichen Geschlechter ihm auch zufielen. Gewaltige Städte, wie Zürich, Freiburg, Breisach, Colmar, die Städte am Rhein und sechzig aus Westfalen haben sich gemeldet. Mainz hat über die nieder-, Worms über die oberdeutschen die Aufsicht. Jeder Bürger ist besteuert worden, damit eine hinlängliche Land- und Seemacht hergestellt werden und, so lange es die Noth erfordert, unterhalten werden kann, und haben die niederrheinischen Städte fünfhundert Schiffe ausgerüstet, die oberländischen von der Mosel bis Basel hundert; die sämmtlichen Städte aber sich dahin vereinigt, die Raubschlösser und Raubhorden zu zerstören, Mauthen, Weggelder aufzuheben, die Schlüsse des Gottesfriedens zu vollziehen und die allgemeine öffentliche Sicherheit auf Flüssen und Landstraßen wieder herzustellen und zu erhalten. Demzufolge sollen die Rheinschiffe nur bei

den verbündeten Städten und keinen andern beilegen, Niemand als den Genossen unseres Städtebundes ist die Schifffahrt gestattet, und damit die Vorfälle, welche demselben wichtig sein möchten, gleich geschlichtet würden, sollen alljährlich vier Versammluugen gehalten werden, als zu Köln, Mainz, Worms und Speier. Das ist unseres Bundes Sinn und Ziel, wollen die ritterlichen Geschlechter uns die Hand dazu reichen, so wird's uns noch eher gelingen unter dem Schutze des Königs Deutschland den Frieden zu schaffen, zu dem ihm Gott verhelfen wolle!"

Ein brausender Jubelruf verschlang die letzten Worte des kühnen Sprechers, sodaß einzelne Zeichen der Mißbilligung dadurch erstickt wurden und spurlos verloren gingen. Der edle Graf von Waldeck trat vor und reichte dem Waldbott die Hand hin; die beiden Männer sahen sich fest in die Augen, und wie segnend neigte König Wilhelm sein Scepter gegen beide. Da flog plötzlich eine winzige Engelsgestalt mit zierlichen Flügeln durch den weiten Saal und eine helle Stimme sang deutlich, aber wie aus Wolken herniederschwebend: Pax vobiscum!

„Ein Wunder, ein Wunder!" rief die Versammlung.

„Und dort ist der Wunderthäter!“ rief Wilhelm, auf Albertus Magnus deutend, der seine Hände, die er einen Augenblick erhoben hatte, jetzt wieder in den weiten Falten seiner Kutte verbarg und still lächelnd in die jubelnde Menge hineinsah.

So wurden zu Oppenheim am Rhein eine Vereinigung zwischen Rittern und Bürgern geschlossen, auf die ganz Deutschland die größten Hoffnungen setzte, aber es war auch einer im Saale, der diese Hoffnungen nicht theilte, ihre Erfüllung nicht einmal wünschte und nur gute Miene dazu machte, weil es nicht anders ging. Die Erfüllung der auf die Vereinigung gesetzten Hoffnungen hätte Hans Hardefaust wohl gewünscht, aber er glaubte nicht daran; er kannte den Ehrgeiz der Priester, den Hochmuth der Ritter und das kleinliche Mißtrauen, die Geldgier der Bürger; in tiefen Gedanken verließ er den Saal, um im Hofe sein Braunroß zu suchen und gen Köln aufzubrechen. Eben hatte er Knecht und Roß gefunden, als ein königlicher Page von der einen Seite und ein Ordensgeistlicher von der andern auf ihn zukamen, jener ihn zum König, dieser ihn zum Erzbischof von Köln berufend. Etwas verwundert schaute der Junker drein, dann folgte er dem Pagen,

nachdem er den Geistlichen dahin beschieden hatte, er werde dem Erzbischof aufwarten, sobald der König ihn entlassen habe.

Der Page führte den Kölner in ein kleines Gemach neben dem Thronsaal, wo König Wilhelm auf einem sogenannten Lotterbett von rothem Sammt lag. Er hatte sich des königlichen Prunkes entledigt und sah ziemlich müde drein. Als Hans Hardefaust eintrat und sich leicht verneigend an der Thür stehen blieb, die der abgehende Page hinter sich schloß, sodaß er mit dem Fürsten allein war, sagte dieser:

„Ich hab Euch aus den Augen verloren, Hans Hardefaust, auch zu Köln sah ich Euch nicht, wo waret Ihr?“

„In Italien bei meinem Kaiser,“ entgegnete Hans. „Ich stand an seinem Sterbelager und kehrte dann nach Köln zurück.“

„Schlug ich Euch nicht zum Ritter? Warum tragt Ihr keine goldenen Sporen?“

„Ich legte sie ab am Tage von Utrecht,“ erwiderte der Hardefaust.

Der König fuhr auf; zornig flammten seine Augen.

„Habt Ihr sie für immer abgelegt?“ fragte er dann.

„So Gott will, nicht für immer,“ antwortete der Andere ernst.

„Wann wollt Ihr sie wieder anlegen?“ fuhr der Fürst fort; sein Auge hing an den Lippen des jungen Mannes, als wollte er sehen, wie weit dieser die Kühnheit treiben werde.

„An dem Tage, da Wilhelm von Holland Deutschland den Händen des Papstes entreißt, da ein glückliches Volk in Frieden ‚Heil dem Kaiser‘ ruft!“

Der König hatte sich erhoben. „Es sei,“ sagte er mit fester Stimme, „ich trete die Erbschaft der Hohenstaufen an, zu Rom will ich mir selbst die Krone aufsetzen, nicht mir vom Papste aufsetzen lassen; wollt Ihr mir helfen, sie erobern?“

Aber der Hardefaust schüttelte den Kopf. „Nein, Herr, denn so macht Ihr Deutschland nicht glücklich; daran sind die Hohenstaufen gescheitert, daß sie über Italien Deutschland vergaßen. Laßt ab von diesen unheilvollen Römerzügen!“

„Es ist uns aus Italien viel Gutes gekommen,“ beharrte Wilhelm von Holland.

„Viel Herrliches und Schönes,“ nickte Hans Hardefaust, „ich weiß es wohl, grade wie aus dem fernen Morgenland, das Beste und Schönste aber, das hat Deutschland allezeit in seinen eigenen Gauen, deutsche Treue, deutschen Fleiß, deutsche Frömmigkeit; darauf setzt ein, mein Herr und König, damit allein könnt Ihr Deutschland glücklich machen, damit aber könnt Ihr auch die Welt erobern!“

„Ich werde überlegen,“ antwortete sinnend der junge Fürst, „Ihr mögt nicht Unrecht haben, aber ich möchte die Wunder Italiens schauen, und mit den Friesen hab ich auch noch abzurechnen, ehe ich an Deutschland denken kann.“

In den leuchtenden, trotzigen grauen Augen des Hardefaust schimmerte eine Thräne des Schmerzes, des Zornes. „Deutschland immer zuletzt, ich werde die goldenen Sporen nie tragen, es sei denn, daß ein besserer Mann mich zum Ritter mache,“ murmelte er vor sich hin, als er, vom König entlassen, den Erzbischof aufsuchte.

„Wir sind bis dahin nicht eben Freunde gewesen,“ redete ihn der Kirchenfürst an, der in seinem Gemach unruhig auf- und abging, „aber ich habe Euch beobachtet und man hat Euch so viel bei mir

verklagt, daß Ihr kein gewöhnlicher Mann sein könnt, solche Leute aber hab ich lieber zu Freunden denn zu Feinden; wollet Ihr in meine Dienste treten?"

„Euch dienen, Euch, dem Feinde meiner Stadt, nimmermehr!" rief Hans Hardefaust, obgleich es ihn abermals, grade wie einst zu Utrecht, mit geheimnißvoller Macht hinzuziehen schien zu dem gewaltigen Manne.

„Ich bin Kölns Feind nicht, Niemand liebt es mehr als ich," antwortete der Erzbischof.

„Aber Ihr seid mein und meines Hauses Feind," fuhr der Junker fort, „meine Base Richmod klagt, daß man ihr wieder und wieder wegen Ketzerei mit dem geistlichen Gericht drohe."

„Sie hat unbändigen Trotz gepflanzt in die Seele einer jungen Nonne —"

„Die seit Jahren im Kerker schmachtet, wo meiner Muhme Augen sie niemals sahen."

Der Erzbischof blieb stehen. „Hans Hardefaust, wenn ich Euch verspräche, daß Eure Muhme nicht mehr belästigt würde —"

„Und Jungfrau Plectrudis soll weiter im Kerker schmachten?"

„Bläst der Wind daher?“ meinte höhnisch der Erzbischof. „Des Mädchens eigner Ohm bat nie um ihre Freiheit.“

„Wolf,“ entgegnete Hans eben so spöttisch, „was liegt ihm an ihr; er denkt nur an sich.“

„Er ist Euer Todfeind, ich warne Euch vor ihm,“ nahm der Kirchenfürst wieder das Wort.

„Vor Eurem besten Diener warnt Ihr mich!“

„Bester Diener, eine Kreatur, die Alles thut für ein Zipfelchen Macht und Ansehen. Würde ich Euch nicht auch vor meinem bissigen Jagdhunde warnen? Mich verlangt nach bessern Dienern!“

Es war eine Weile ganz still in dem Gemach, dann sagte Konrad von Hochstaden: „Und wenn ich Euch auch die Freiheit der Jungfrau verspreche, wenn ich es versuchen will, ihr Gelübde zu lösen, was stellt Ihr dann noch für Bedingungen, um in meine Dienste zu treten?“

Hoch auf richtete sich Hans Hardefaust. „Alaaf Köln,“ stieß er fast athemlos heraus, „daß Ihr nie mehr auch nur mit einem Finger an die Freiheit meiner Vaterstadt rührt!“

Damit wandte er sich und verließ das Gemach.

Der Erzbischof sah ihm nach. „Ich hätte Dich

gern zum Freunde gehabt, trotziger Gesell, Du wolltest nicht, nun wohlan, so sei mein Feind, wer weiß, wenn wir uns wiedersehen, ob Du mir denn Dein Alaaf Köln noch so stolz entgegenrufst!"

Hans Hardefaust aber bestieg unterdessen wirklich sein Roß und ritt langsam durch die von Menschen überfüllte Stadt; plötzlich hörte er seinen Namen rufen, es war Albertus Magnus, der ebenfalls zu Roß nach Köln heimkehrte. Der Junker trieb sein Pferd neben das des Geistlichen und sie wechselten ein paar Worte, als Hans einen Mann entdeckte, der, einen schweren Kasten auf dem Rücken, von einem großen Hunde begleitet, ebenfalls zur Stadt hinaus wollte.

„Heda, Simon, alter Freund, woher und wohin des Weges?" redete ihn Hans an, „habt Ihr zu Oppenheim Perlen verhandelt?"

„Gott zum Gruß, Hans Hardefaust," antwortete der Perlenhändler, „haben uns lange nicht gesehen; ja, ich bot zu Oppenheim meine Waare an, aber Ihr wißt, die meisten Leute verstehen sich schlecht auf Perlen."

„Ich hab's in letzter Zeit gelernt," meinte Hans

nachdenklich, „die Muhme sagte mir einmal, Perlen seien am schönsten, so man sie alle Tage trüge, und ich habe gefunden, daß sie recht hat.“

„Ja, die edle Jungfrau, Gott segne sie, hat gar helle Augen,“ meinte Simon. „Und Ihr, Hans Hardefaust wohin des Weges?“

„Heim nach Köln, als freier Mann, wie ich gekommen, obgleich sich mir zween Herren darboten, aber ich mochte ihnen nicht dienen.“

„Ihr werdet Euch sträuben gegen jeden Herrn, Hans, bis Ihr wie Sanct Christophorus den gefunden habt, der allein der Herr ist.“

„So ist's, frommer Pater,“ erwiderte der Perlenhändler, „aber sorgt nicht um ihn, er ist schon auf dem Wege dazu.“

Verwundert schaute Albertus Magnus den Sprecher an, aber er wurde durch andere Geistliche von Hans getrennt, der seines Weges weiter ritt, während Simon nebenher ging, nachdem er seinen Kasten auf das Pferd von Hansens Knecht geladen hatte.

„Ei, Simon,“ meinte Hans, „so freundlich sah ich Euch noch nie mit einem Mönch reden!“

„Weil er die Perle kennt, obgleich er ein Mönch

ist; Albertus Magnus ist nicht wie die andern, ich kenne ihn wohl!"

Hans wollte den Händler bereden, eine Strecke zu reiten, dieser schlug es aus; „mein Hund und ich, wir gehen zu Fuß. Habt Ihr Eile, so jagt voraus, ich komme nach."

„Nimmermehr, ich will noch einige Perlen aus Eurem Vorrath, und wie wird die Muhme sich freuen, wenn ich Euch mitbringe; nun aber gebt mir eine Perle!"

Der Händler sann einen Augenblick nach, dann sagte er langsam: „So spricht der Herr beim Propheten Nahum:" ‚Gott ist gut und eine Burg in der Noth und kennt, die auf ihn bauen'.

Er wiederholte den Spruch, bis ihn Hans auswendig konnte, und so zogen sie ihres Weges in Frieden.

Ende des ersten Bandes.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalt des ersten Bandes.



Alaaf Köln

Bd.: 1. Band

1884